



ORIENTIERUNG

Nr. 7 73. Jahrgang Zürich, 15. April 2009

ICH / DER ICH NICHT WIE MEIN VATER Berghauer bin / nicht die Arbeit des Tags / mit ihren Schultern trage / im Dorf, bin ich von ihnen / ins Unrecht gesetzt, / und die Betrunkenen im Gasthaus lallen es laut / und speien den Vorwurf: Was, Verse? [...] Doch Verse schrieben auch die Psalmisten / und pflanzten kein Korn. Hab Mitleid.»¹ In seinem autobiographischen Gedicht «Die Betrunkenen und ich» beklagt der saarländische Autor Johannes Kühn Verständnislosigkeit und Ausgrenzung, die er von Seiten seiner Mitbewohner im Dorf erfuhr. Sie reagierten mit Spott und Verachtung auf den «Dichter im Wirtshaus» – solange jedenfalls, bis diese selbst sich im immer größer werdenden Ruhm des Heimatpoeten sonnen konnten. 1934 in Bergweiler im Nordsaarland geboren, ist Johannes Kühn Poet und Kritiker des katholisch geprägten Dorflebens zugleich. Höhere schulische Bildung vor Ort war abseits der Industrieregionen und Kohlengruben um Neunkirchen, Sulzbach und Völklingen nicht möglich. Das Missionshaus der Steyler Missionare in St. Wendel, das Johannes Kühn ab 1948 besuchte, bot auch Kindern aus armen Familien die Chance zu einem gymnasialen Schulabschluss. Die Gedichte Hölderlins, Trakls und Mörikes ermöglichten dabei kleine Fluchten aus dem Internatsalltag mit dessen strenger Orientierung an der Rekrutierung von Priester-nachwuchs: «Zur Vorbereitung auf deinen Priester- und Missionsberuf führte Gott dich in das Missionshaus ... Wer seinen Beruf nicht durch Gebet und Opfer pflegt, verliert ihn.»²

Winkelgast mit Tiefgang

Ein guter Schulabschluss war so nur durch Einschränkung von elementarer Freiheit zu erreichen. Hermann Hesse («Unterm Rad») und Robert Musil («Die Verirrungen des Zöglings Törless») verarbeiten vergleichbare Erfahrungen in ihren Erzählungen. Johannes Kühn schreibt heimlich Gedichte oder zieht sich ganz in sich zurück. Nach langer Krankheit verläßt er Kloster und Internat ohne Abschluß, das Geld für das Abitur an anderer Stelle ist nicht vorhanden. Trotzdem besucht er die Schauspielschule, geht zusammen mit Freunden in Vorlesungen der Germanistik in Saarbrücken und Freiburg. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, arbeitet er von 1963 bis 1973 als Hilfsarbeiter in der Tiefbaufirma seines Bruders. Erste literarische Erfolge wechseln sich mit Schaffenskrisen ab. Über viele Jahre verstummt er völlig: «Sage ja zu deiner Ödnis / kaure in dir selbst, ein Elendsbündel, / übersteh die Woche.»³ Dann folgt Gedichtband auf Gedichtband: «Stimmen der Stille» (1970), «Salzgeschmack» (1984), «Ich Winkelgast» (1989) bis hin zur bisher letzten Sammlung, der einundzwanzigsten, «Ganz ungetröstet bin ich nicht» (2007). Das befreundete Germanistenehepaar Irmgard und Benno Rech redigieren und edieren seine Gedichte, der bekannte saarländische Autor Ludwig Harig, aber auch Rainer Kunze, Peter Rühmkorf und Peter Handke werben für sein Werk. Wach geworden überschüttet die literarische Öffentlichkeit Johannes Kühn mit Preisen: Kunstpreis des Saarlandes (1987), Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung (1991), Internationaler Lyrik-Preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1995), Hermann-Lenz-Preis (2000) und der Hölderlin-Preis (2004). Es folgen englische, französische, italienische Übersetzungen. Eine wachsende Fan-Gemeinde mit immer neuen Übertragungen entsteht in Japan. In Mexiko liest Kühn zusammen mit dem peruanischen Schriftsteller Mario Vargas Llosa aus seinen Werken. Was ist das besondere am Werk von Johannes Kühn? Worin liegt seine Bedeutung auch für eine religiöse Deutung der erfahrbaren Wirklichkeit?

Die Erfahrung von Ausgestoßensein und Einsamkeit und sein Selbstbild vom «Winkelgast» im lärmenden Gasthaus seines Heimatdorfes eröffnen zugleich den sensiblen Blick für die Tiefendimension allen Lebens: «Winkelgast. / Ein Gras, / den Strich des Nebelwinds, / die dünne Stimme / des Kinderweins will ich sammeln, / ich gehe aus in einen Garten, / der herbstlich Trauermiene zeigt.»⁴ Die Begegnung mit der Natur schenkt Ruhe und Erfüllung: «Ich fand / für mein Herz einen Mittag, / Libellen, / die blauen Nadeln der Luft, / über den Wiesen / lautlos nähten. / Wasser / sprang über Ufer,

LYRIK

Winkelgast mit Tiefgang: Der saarländische Autor Johannes Kühn – Das autobiographische Gedicht «Die Betrunkenen und ich» – Poet und Kritiker des katholisch geprägten Dorflebens – Die Erfahrung des Ausgestoßenseins – Suche nach Heilung in einer zerrissenen Welt – Von Revolte und Geborgenheit.

Wolfgang Pauly, Hainfeld/Pfalz

MEDIZIN

Ikonomanie der Medizin: Möglichkeiten der Bildgebungsverfahren – Die Entdeckung der Röntgenstrahlen – Die Entwicklung der Ultraschalltechnologie – Vom zwei- zum drei- und vierdimensionalen Bild – Die Möglichkeiten der Kernspintomographie – Eine Revolution der Medizin – Bildgebung im ärztlichen Alltag – Zukunftsszenarien – Anonymisierung und Automatisierung der Medizin – Von der Arzt-Patienten-Beziehung zur Arzt-Maschine-Patienten-Beziehung – Prinzipien eines allgemeinen und eines wissenschaftsinternen Ethos – Weckung unbegründeter Erwartung – Asymmetrische Argumentationen – Gefährdete Unabhängigkeit des Urteils – Gefahr des Überaktionismus – Tendenz der Überspezialisierung – Ökonomisierung der Medizin – Menschenbild und Weltbild – Grenzen naturwissenschaftlichen Erkennens – Medizin jenseits der Ikonomanie.

Michael Halbfas, Siegburg-Kaldauen

BRASILIEN/LITERATUR

Von der Schattenlinie zum Schiffbruch: Milton Hatoum und Joseph Conrad – Zu einem neuen Erzählband von Milton Hatoum – Die Schattenlinie zwischen Jugend und Erwachsenwerden – Die Erfahrungen einer Reise – Eine mehrjährige Exilexistenz – Die Rückkehr nach Manaus – Ein stummer Dialog mit Figuren aus den Romanen – Das Schicksal der Helden und der Anti-Helden – Die Träume vom Orient.

Albert von Brunn, Zürich

ZEITGESCHICHTE

«... auch ich atme die unwiederbringliche Vergangenheit ...»: Zu Jean Améry's Briefen – Der Abschluß einer neunbändigen Werkausgabe – Deportation nach Auschwitz, Dora und Bergen-Belsen – Die Befreiung im April 1945 – Rückkehr nach Belgien – Aufbau einer Existenz als «Lohnschreiber» – Die Korrespondenz mit Maria Leitner – Der Durchbruch als Essayist und Zeitkritiker – Das Entscheidungsjahr 1967 – Der Essay «Zwischen Vietnam und Israel» – «Hingeworfen in eine Kommunität von Verfolgten» – Die Unterscheidung zwischen Judentum und Judesein – Der Offene Brief an Albert Speer – Die Rückfragen des Verlegers – Die Briefe an Horst Krüger – Ringen um das Projekt einer linken Politik – Zur Religion im Zwanzigsten Jahrhundert – Die Unwiederbringlichkeit der Vergangenheit.

Nikolaus Klein

durch Gassen aus Weiden, in die kein Betrunkener fällt / vom Wirtshausstisch. / Nur ich Trunkener fiel, / und die Augen erstickt vom gelben Licht. / Ich fand / für mein Herz einen Mittag.»⁵ Die blaue Libelle wird so vergleichbar mit dem Bild der blauen Blume in der romantischen Dichtung von Novalis. Sie wird zum «Fenster der Verheißung». Bewunderung und Faszination für die Natur schenkt das, was Menschen für Johannes Kühn nicht zu geben fähig sind: Solidarität und Geborgenheit: «Nun mit den Raben am Tisch des Lands und klagend, / sie nach Brot, / ich nach Freundschaft.»⁶ Der Gesang der Nachtigall spendet Trost selbst in den Grenzsituationen des Lebens: «Zu wenig Märchen sind erfunden, / Nachtigall, für dich. Noch immer / fährt deine flötende Brunnenstimme / durch die Sträucher, / daß ihnen ist, / als trüg ihnen einer / die Hochzeit an. // Ausgezaubert hast du auch mir schon / Groll aus der Stirn. / Und im Zorn, / als Moses / den Berg ab schritt / zum abgefallenen Volk hin, / hält er innegehalten, / wär aufgesprungen vor ihm / die Blütenknospe / deiner Stimme. // Bring in der Nacht noch hin / in die Kammer / dem Kranken, / was du gesehen am Sommertag / in trunkenen Taumeln.»⁷ Treffend urteilt Nico Bleutge in der «Neuen Zürcher Zeitung»: «Bei Johannes Kühn kann man sich ansehen, was Dichtung in einem emphatischen Sinne einmal gewesen ist – für einen Lenz, für einen Hölderlin, für einen Trakl. Ein Staunen, ein Jubeln, das unvertraut klingt, ein Gesang, dem auch die Klagen über Verluste eingeschrieben sind.»⁸ Insofern ist Johannes Kühn «unter den zeitgenössischen Autoren der mit dem wohl umfangreichsten Opus an Naturgedichten».⁹ Nicht um Verklärung geht es: Kühn dabei, sondern um die Suche nach Heilung inmitten einer zerrissenen Welt: «Im Fleisch, / es drängt der Leiden Biß / umher mich. An die Eiche / werf ich diese Last, / daß sie schützt wenigstens / mit Laubdach / vor Regenunbill.»¹⁰ Johannes Kühn ist und bleibt im Angesicht der Kälte und Geborgenheit von Natur und Mensch «des Winters Prophet».¹¹ Die Solidarität der Leidenden eröffnet dann auch den Blick auf eine religiös ersehnte Rettung: «Christus, der Herr / der auch litt / seinen Leib in Trümmer. / Von dem kommt / Ostergeläut. –»¹²

Von Revolte und Geborgenheit

Zahlreich sind die biblischen und theologischen Motive im – zum größten Teil noch unveröffentlichten – Werk von über 20000 Gedichten, vielen Erzählungen und Theaterstücken Kühns. Mit durch Tradition und Gewohnheiten stumpf gewordenen Formeln und Normen kirchlichen Lebens verbindet ihn nichts: «Spielregeln, / wie der Tag zu leisten wär, / ruft keiner aus, lange sind sie eingewachsen / in die Seelen: / Zur Sonntagskirch / siehst du Dorfleute / fast schweigsam / durch die Straßen wandern.»¹³ Da nutzt auch ein eifernder Prediger nichts: «Brandfackeln der Predigten / wirft er Jahr um Jahr / in die Seelen der Pilger, / hergekommen die Staubstraßen des Lands. / Die Kirche, in der er auf prunkender Kanzel steht, / wird gesehn von weitem schon. / Er will für Gott die Menschen wappnen.»¹⁴ Johannes Kühn richtet

seinen Blick lieber auch hier auf die Seite der Opfer – und sei es auf die Seite Luzifers, in dem er einen christlichen Prometheus erkennt. Sein Poem «Luzifer», das von Theo Brandmüller zu einem eindrucksvollen Musikstück für eine Baritonstimme, zwei Saxophone, Akkordeon, drei Violoncelli, Schlagzeug und Synthesizer vertont und auf der Expo 2000 in Hannover im Deutschen Pavillon und bei den Weltmusiktagen in Luxemburg aufgeführt wurde, verändert die Blickrichtung. Luzifer ist Opfer eines herrschsüchtigen Gottes und klagt diesen an: «Ein wenig nur nahm ich an / von seiner Eitelkeit, / die er trägt, / und er verstieß mich / wie Unrat». Und in seiner Rede an die Engel klagt der gestürzte Engel: ich Luzifer stürzte «Mit Triumph dennoch, / dass ich gewann / seine Verachtung, / sank ich hinab. / ... Lieber sitz ich im Schatten des Schattens, / in faulendem, / in stinkendem, / anstatt, dass ich diene dem, / der einherschwebt, / als habe er wie Kerne ins All die Sterne gespuckt.»¹⁵ Dies eine bedenkenwerte Alternative zum Verhalten Hiobs, der sich vom Selbstpreis des Schöpfers im gleichnamigen biblischen Buch (vgl. Kapitel 38 und 39) selbst die Klage und den Schrei verbieten läßt: «Siehe, ich bin zu gering. Was kann ich dir erwidern? Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Einmal habe ich geredet, ich tu es nicht wieder.» (Hiob 40,4f.)

Es bleibt aber die Sehnsucht nach dem Hoffnungspotential des Christentums, das für Johannes Kühn trotz vielfältiger Verkrüstungen zu neuem Leben erweckt werden möchte. Doch: «Den Auferstehungston, wo find ich ihn?»¹⁶ Zunächst ist es der Kirchenraum und die mit ihm verbundenen Erinnerungen, die Hoffnung wecken: «Gekniet darin so oft, / gebetet, zur Beicht gegangen, / und heut noch erlaubt sie mir Einsiedelei / des Beters, den kaum einer sieht unter Säulen / im Dunkeln, von Sonnenstrahlen durchbrochen, / ich summe ein Kirchenlied leis, / ich ruf den Gott an und hab Wärme / in meiner Brust.»¹⁷ Eine ungebrochene Rückkehr zu traditioneller Frömmigkeit ist Johannes Kühn verwehrt: «Kirchendienst ist mir zu hoch, / Schwalbe, die zur Wolke zog, / gottverehrend, fängt sie dennoch Mücken. / Und so soll ich oft mich bücken / bei den Weihrauchwolken, / nein, ich will der Schwalbe folgen, / das zur Nacht / bei des Sternenhimmels Pracht, / und zu dessen Funken / seligtrunken / nicken.»¹⁸ Biblische Hoffnungsgeschichten verbinden sich somit mit Ausdrucksgestalten der Hoffnung im Jahreskreis der Natur. Wenn so beispielsweise «Ostern kommt mit dem Mann, / der aus dem Tod ging, ... Dann bin ich im Lande der Tröstung, / geh einen Friedensweg, wenn / Allelujalerchen unter Flockengewölke / zünden Gesang, der hinrollt / von Berg zu Berg. / Dann hab ich der Feste strahlendstes Fest / und Auferstehung des Grases, / der Blüten / begann dann mit.»¹⁹ Sein eigenes Glaubensbekenntnis formuliert Johannes Kühn in dem bisher unveröffentlichten Gedicht «Vorübergang»: «Zum Fenster blickte ich hinaus. / Es gingen / an mir vorbei in Wintermänteln zwölf Gestalten. / Der Kirchendienst hat sie mit Glocken / zum Knien in winterliche Lichtherhalle eingeladen, / so sah ich sie, die Alten, schon gekrümmt, / erstarrt schon im Altarblick: Wer es war, / mochte ich nicht unterscheiden. / So bin ich auch / an allen Sonntagen / und Festen still gepilgert früher. / Und es hatte, glaubt es / für mich ein Gott gelitten, / und ich hab zu ihm gebetet. / Im Alter, da man rüstig lebt, da Krankheit / und Armut an mir selber geißelten, / verlor ich Andacht, / im Himmel einzukehren / mit Christenwohlfaht. / Heute verehere ich den Herrn, der Zweige schuf / und Sonnen, innig, geh nicht mehr / zum Knien in eine braune Bank. / Verehere aufrecht stehend. / Ich bin in Feindschaften verstrickt / und es spotten immer noch viel Männer hin / mir vor den Weg. / Ich brauche Widersinn.»²⁰

Wolfgang Pauly, Hainfeld / Pfalz

¹ Johannes Kühn, Wasser genügt nicht. Gasthausgedichte. München 1997, 120f.

² Der Missionshauschüler in der Gesellschaft des göttlichen Wortes. St. Wendel 1958, 13ff.

³ Johannes Kühn, Ganz ungetröstet bin ich nicht. Gedichte. München 2007, 100.

⁴ Johannes Kühn, Wasser genügt nicht (vgl. Anm. 1), 114.

⁵ Johannes Kühn, Am Fenster der Verheißungen. Gedichte. Wien 1989, 12.

⁶ Johannes Kühn, Ich Winkelgast. Gedichte. München 1989, 102.

⁷ Ebd., 12.

⁸ Nico Bleutge, Ich suche schon nach Liedern. Ganz ungetröstet bin ich nicht – neue Gedichte von Johannes Kühn, in: Neue Zürcher Zeitung, 29./30. Dezember 2007, B 3.

⁹ Irmgard Rech, Johannes Kühn, die Fülle, in: Imprimatur. Kritische Katholiken und ihre Zeitschrift 38 (2005), Nr. 2, 85-87, hier 85.

¹⁰ Johannes Kühn, Ich Winkelgast (vgl. Anm. 6), 106.

¹¹ Johannes Kühn, Nie verließ ich den Hügelring. Blieskastel 2002, 32.

¹² Johannes Kühn, Ich Winkelgast (vgl. Anm. 6), 107.

¹³ Johannes Kühn, Nie verließ ich den Hügelring (vgl. Anm. 11), 11.

¹⁴ Johannes Kühn, Der Eiferer, unveröffentlicht.

¹⁵ Johannes Kühn, Luzifer, in: Imprimatur. Kritische Katholiken und ihre Zeitschrift, 34 (2001), Nr. 2, 79f., vgl. auch den erhellenden Kommentar dazu von Irmgard Rech, 80-82.

¹⁶ Johannes Kühn, Ich Winkelgast (vgl. Anm. 6), 84.

¹⁷ Johannes Kühn, Nie verließ ich den Hügelring (vgl. Anm. 11), 145.

¹⁸ Johannes Kühn, Kirchendienst, unveröffentlicht.

¹⁹ Johannes Kühn, Blas aus die Sterne. Warmbronn 1991, 10.

²⁰ Johannes Kühn, Vorübergang, unveröffentlicht.

IKONOMANIE DER MEDIZIN

Bei der Kombination der Begriffe «Hammer» und «Nagel» wird man gemeinhin unwillkürlich als drittes den Daumen assoziieren, an dieser Stelle aber soll der Daumen unversehrt bleiben und stattdessen das aufzuhängende Bild in den Mittelpunkt gerückt werden, doch dazu später mehr. Zunächst sei es unternommen, die Möglichkeiten und Anwendungen der Bildgebung in Vergangenheit, Gegenwart und näherer Zukunft in aller Kürze darzustellen.

Mit Entdeckung und Anwendung der Röntgenstrahlen ist es erstmals gelungen, Einblick in den menschlichen Körper zu gewinnen, ohne ihn hierfür öffnen zu müssen. Bis vor etwa einer Generation waren die diesbezüglichen Anwendungsmöglichkeiten allerdings ausgesprochen begrenzt. Als Gynäkologe und Geburtshelfer läßt sich dies im eigenen Fach gut zeigen.

Einem fiktiven Frauenarzt¹, der etwa zur Zeit meiner eigenen Geburt – 1960 – seine Berufstätigkeit aufnahm, standen keine relevanten bildgebenden Verfahren zur Verfügung. Mit den sogenannten Leopold'schen Handgriffen versuchte er, durch Abtasten des Bauches der Schwangeren Aufschluß über die Lage des Feten, durch Messen des Bauchumfangs oder des Schambein-Nabel-Abstands eine Vorstellung der Größe des zu gebärenden Kindes zu gewinnen. Mittels Hörrohr beurteilte er während der Geburt den Zustand des Feten; aufgrund der Unzuverlässigkeit dieser Untersuchungsmethoden hatten diese allerdings selten Einfluß auf medizinisches Handeln, so z.B. auf das geburtshilfliche Vorgehen. Zu diesem Zeitpunkt war es nicht ungewöhnlich, daß etwa so gravierende Diagnosen wie die einer Mehrlingsschwangerschaft erst zum Zeitpunkt der Geburt, nämlich durch die «überraschende» Entwicklung eines zweiten Kindes, gestellt wurden.

Zur Zeit meines Studiums – 1980er Jahre – hatte sich die Situation schon entscheidend geändert. Die Entwicklung der Ultraschalltechnologie war so weit gediehen, daß sie breiten Einzug in die klinische Anwendung fand. Erstmals war es nun möglich, Bilder vom Inneren des Körpers herzustellen, ohne daß damit ein nennenswerter schädigender Effekt verbunden war, wie dies bei Röntgenstrahlen noch der Fall war und weiterhin ist. Nunmehr war es recht zuverlässig möglich, Aussagen über die Lage und Größe des Feten zu treffen. Mit der raschen Verbesserung der Geräte konnten auch morphologische Aspekte immer besser beurteilt werden, rasch wuchs mit der verbesserten Darstellbarkeit auch das Wissen um typische Stigmata von spezifischen Erkrankungen oder Fehlbildungen. Dieser Zeitraum ist der Beginn der Pränatalmedizin, insofern mit der Möglichkeit der Visualisierbarkeit des Feten dieser in eine für ihn neue Rolle als Patient eintritt. Allerdings ist es im Grunde korrekter, von Pränataldiagnostik zu reden, da eine Behandelbarkeit der meisten Diagnosen zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht gegeben war.

Zur Jetztzeit, am Ende seiner aktiven Laufbahn, stehen demselben Frauenarzt völlig neue Mittel zur Verfügung. Gegenüber der Situation von vor 20 Jahren kann man einen erneuten qualitativen Quantensprung in der Sichtbarmachung konstatieren. Die ehemals zweidimensionalen Ultraschallbilder werden nun dank der hohen Rechnerleistungen in der dritten Dimension sichtbar, ja man kann sogar von vierdimensional reden, wenn man die Zeitachse hinzunimmt und die Möglichkeit, die dreidimensionalen Bilder in der Bewegung darzustellen, einbezieht. Gleiches gilt für die in der Zwischenzeit etablierten Techniken der Computertomographie sowie der Kernspintomographie, mit denen nunmehr sogar kurzfristige Änderungen der Körperfunktion wie etwa Durchblutungsschwankungen im Gehirn mit hoher Exaktheit dargestellt werden können. Auf der einen Seite ist es möglich, mit diesen und anderen Techniken Bilder von geradezu phantastischer Präzision und Plastizität zu erzeugen. Auf der anderen

¹ Der besseren Lesbarkeit willen verzichte ich im Text auf die Nennung der weiblichen Form, diese ist aber immer mitgemeint. Auch beziehen sich Aussagen über Ärzte immer auch auf andere Professionen im Gesundheitssektor, etwa die Pflege.

Seite aber ist auch nicht zu übersehen, daß das, was als das Abbild des Menschen verfügbar wird, gelegentlich in immer höherem Maße unanschaulich wird. Als ein anschauliches Beispiel für diese zunehmende Unanschaulichkeit sei genannt der Abdruck der Schlußsequenz des deutschen Humangenomprojekts im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Sommer 2000: Die das Genom bildenden Basen G-A-C-T (Guanin, Adenin, Cytosin, Tyrosin) werden über sechs Feuilletonseiten in immer neuen Abfolgen aneinandergereiht. So sehr die Kenntnis des Genoms die Lesbarkeit des Menschen befördern soll, so wenig lesbar ist die Information im herkömmlichen Sinn.

Festzuhalten bleibt aber: Innerhalb eines Zeitraums von wenig mehr als einer Generation haben sich die Möglichkeiten der Bildgebung geradezu revolutionär erweitert. Wie wirkt sich dies auf den ärztlichen Alltag aus? Ein aktuelles Szenario soll einen beispielhaften Eindruck vermitteln.

Bildgebung im ärztlichen Alltag

Eine Patientin wird stationär aufgenommen wegen vaginaler Blutungsstörungen. Die Ultraschalluntersuchung der niedergelassenen Kollegin hat schon einen suspekten Befund ergeben. Mittels einer Hysteroskopie, der Spiegelung des Gebärmutterinneren, wird der Verdacht auf eine bösartige Veränderung der Gebärmutter Schleimhaut erhärtet. Das durch die anschließend durchgeführte Ausschabung gewonnene Gewebe wird unter dem Mikroskop histologisch untersucht, die bis zu diesem Zeitpunkt noch als Verdachtsdiagnose im Raum stehende Interpretation ist nun gewiß. Die Patientin wird den Regeln der ärztlichen Kunst entsprechend operiert, weitere bildgebende Untersuchungen werden eingesetzt, um Fernmetastasen auszuschließen. Im Rahmen dieser Diagnostik fällt eine Leberveränderung auf, die durch eine Computertomographie des Bauchraumes weiter abgeklärt werden soll. Da anscheinend auch eine Erhöhung des Blutdrucks besteht, wird die Verlegung auf die Innere Station beschlossen. Die Patientin wird nun auch noch aus internistischer Sicht «durchgecheckt» und erfährt eine ganze Reihe von bildgebend-diagnostischen Maßnahmen: eine Gastroskopie, eine Coloskopie, eine Echocardiographie, eine Schilddrüsenscintigraphie, ein Langzeit-EKG, ein Belastungs-EKG. Da sie im Anschluß an die Operation zur Sicherung des Therapieerfolgs noch bestrahlt werden soll, führen die zwischenzeitlich in die Behandlung eingebundenen Radiotherapeuten eine neuerliche Computertomographie des Bauchraumes durch, die für die Bestrahlungsplanung erforderlich ist. Mit dem Hinweis darauf, daß ein solcher Verlauf eines Diagnose- und Behandlungspfades als durchaus exemplarisch gelten dürfte, sei an dieser Stelle die Schilderung abgebrochen.

Zukunftsszenarien

Zu guter Letzt ein Szenario der näheren Zukunft. Im world wide web publiziert die Siemens AG ihre Aussichten auf den typischen Gesundheitscheck 2010²: «Auf einem Flachbildschirm betrachten Ärztin und Patient hochaufgelöste Bilder aus dem Körperinneren, die – ohne jeden invasiven Eingriff – via Tomograph gewonnen wurden. Eine intelligente Software weist auf Auffälligkeiten hin. Mit Biochips können Blutproben sehr schnell untersucht werden; mit Infrarotlicht lassen sich Fingergelenke durchleuchten und Rheuma in einem sehr frühen Stadium diagnostizieren.» Ein innerer Monolog schildert das Erleben des Patienten: «Heute ist es wieder einmal so weit. Ich lasse mich im Gesundheitszentrum von Kopf bis Fuß durchchecken. Ehrlich gesagt ist mir ein wenig mulmig. Schließlich bekam ich beim letzten Check-up vor sechs Jahren einen gehörigen Schreck. Die Bilder von meinem Gehirn

² http://w1.siemens.com/innovation/de/publikationen/zeitschriften_picture_of_the_future

zeigten kleine weiße Flecken: Mikroinfarkte. Ich litt damals unter stark erhöhtem Blutdruck und hatte meine Medikamente nicht regelmäßig eingenommen (...)» Wir erfahren, daß der Patient, ein Manager, seine Ernährung umstellte, sein Gewicht reduzierte, mehr Sport trieb. Die MR-Untersuchung mit Kontrastmittel zeigt nun im Vergleich mit den alten Aufnahmen, daß keine neuen Mikroinfarkte aufgetreten sind, die schon zuvor bestehenden Verengungen der Herzkranzgefäße sind aufgrund der hochauflösenden Bildgebung als eindeutig nicht entzündlich verändert beurteilbar, so daß das Risiko eines Herzinfarktes gering ist.

Für die Behandlung im Krankenhaus im Jahr 2015 prognostiziert Siemens an gleicher Stelle: «Wissensbasierte Systeme – etwa die computergestützte Bildauswertung – sowie elektronische Entscheidungshilfen und eine online-3D-Bildgebung unterstützen den Arzt bei der Diagnosestellung und Therapieplanung. (...) Je nach den Symptomen, die der jeweilige Patient zeigt, und den Empfehlungen der behandelnden Ärzte erstellt ein Programm automatisch einen sinnvollen Diagnose- und Therapieplan – einschließlich der besten Kombination von bildgebenden Verfahren und Behandlungsmethoden. Während der Behandlung vergleicht die Software dann selbständig die aktuellen Bilddaten mit der Krankengeschichte des Patienten sowie mit einer Datenbank von ähnlichen Patienten der gleichen Altersklasse. Daraus errechnet die Software eine wahrscheinlichsbasierte Prognose über den zu erwartenden Behandlungserfolg.» Für Siemens scheint es auf der Hand zu liegen, daß zukünftige Medizin nur weitgehend anonymisiert und computerisiert funktionieren wird, eine Arzt-Patienten-Beziehung im herkömmlichen Sinn hat jedenfalls in solchen Szenarien nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Als Beleg für entsprechende Entwicklungen sei angeführt, daß amerikanische Radiologen die Auswertung von CT-Scans schon heutzutage an Ärzte in Indien oder Australien outsourcen; die digital vorliegenden und trotz der riesigen Datenmengen einfach zu transportierenden Aufnahmen werden über Nacht – auf der anderen Seite der Erdkugel ist es dann ja Tag und Arbeitszeit – beurteilt und die Befunde stehen den amerikanischen Ärzten am nächsten Morgen zur Verfügung.³

Das erste Szenario des fiktiven Frauenarztes zeigt an, wie weitgehend sich innerhalb der Zeit von ein bis zwei Generationen die Möglichkeiten der Bildgebung erweitert haben, das zweite soll in beispielhafter Weise verdeutlichen, wie weitgehend aktuelle Medizin von diesen Möglichkeiten abhängt, das dritte offenbart, wie drastisch sich die Arzt-Patienten-Beziehung durch die immer spezifischeren Untersuchungsmöglichkeiten verändern wird. Im folgenden soll nun versucht werden, die Folgen, die diese Entwicklungen mit sich bringen, darzustellen und zu problematisieren.

Bildermachen versus Sich-Gedanken-Machen

Zunächst und als Matrix für alles folgende muß mit aller Deutlichkeit betont werden: Medizin in heutiger Zeit ist ohne Bildgebung in technisch avancierter Form nicht mehr denkbar; einer Rückführung der Medizin auf einen Stand, der nicht den technischen Möglichkeiten entspricht, soll hier nicht das Wort geredet werden. Allerdings weisen schon die oben dargestellten Skizzen auf Problematisches hin, dem man sich nicht etwa in Form der nur die Verheißungen betonenden Siemens-Propaganda entziehen sollte. Die Tatsache, daß das oben geschilderte medizinische Management der an Gebärmutterkrebs erkrankten Frau durchaus als exemplarisch für die aktuelle Situation im Krankenhaus gelten darf, zeigt auf, wie verbreitet es ist, bildgebende Verfahren quasi fächerförmig einzusetzen, ohne auch nur den Anspruch zu haben, jede einzelne Untersuchung noch begründen zu müssen. Diese sogenannte «Check-up»-Medizin führt natürlich zu einer erheblichen Ausweitung der Untersuchungsindikationen für bildgebende Verfahren. Einerseits ist aus ärztlicher Sicht der gewollte Effekt eine Auslastung und Amortisierung der Geräte, andererseits

³ Ich entnehme diese Informationen Thomas L. Friedman, *Die Welt ist flach. Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/M. 2006, 28f.

erspart eine solche Form der Diagnostik weitgehend ärztliches Nachdenken über die Zweckmäßigkeit des Vorgehens. Der Aufwand des mühsamen Erstellens einer Krankengeschichte wird umgangen zugunsten des Anfertigen von Bildern aus allen Körperregionen. Aber es bleibt nicht von der Hand zu weisen, daß hier möglicherweise «das Bildermachen in Konkurrenz mit dem Sich-Gedankenmachen tritt».⁴ Die Dramatik in der Änderung der Beziehung von Arzt und Patient durch diesen Prozeß darf nicht unterschätzt werden: Von Anbeginn der Medizin an hat der Arzt auf den Patienten eingewirkt sowohl durch seine Person wie durch seine Technik. Das Siemens-Szenario veranschaulicht nun, wie sehr die Technik auch in der Wahrnehmung des Patienten in den Vordergrund getreten ist. Auf ärztlicher Seite hat diese Entwicklung zur Folge, daß es für die Herausbildung von systemkonformer Kompetenz wesentlich entscheidender ist, seine technischen Fähigkeiten zu entwickeln als an seiner Grundhaltung und der Wirksamkeit seiner Person zu arbeiten.⁵

Weiter verstärkt wird diese Entwicklung durch die Tatsache, daß eine unverstellte Begegnung von Arzt und Patient, wie sie noch vor gut einer Generation die Regel war, sowieso kaum noch vorkommt. Aus der uns wohlvertrauten Arzt-Patienten-Beziehung ist eine Arzt-Maschine-Patienten-Beziehung geworden⁶, wobei ein Großteil der Maschinen der Erzeugung und gegebenenfalls auch Interpretation von Bildern dient.

Linus Geisler weist allerdings darauf hin, daß das Erstellen von Bildern durchaus gewalttätige Aspekte haben kann; nicht von ungefähr reden wir von Schnappschüssen oder Bilder schießen. Wenn, wie er es bezeichnet, «Knipsen die Alternative zum Zuhören»⁷ geworden ist, dann wird das Leiden des Patienten durch Knopfdruck reduziert auf einen umschriebenen Befund wie etwa: «90%ige Stenose der linken Koronararterie».

Menschlichkeit der modernen Medizin

Es stellt sich somit die Frage nach der Menschlichkeit einer solchen Medizin. Noch einmal sei hierbei betont, daß nicht die Anwendung von Instrumentarien der modernen Medizin als solche die Menschlichkeit bedrohen könnte, sondern daß es Verstöße gegen ethische Prinzipien im Rahmen ihrer Anwendung sind, die eine solche Bedrohung darstellen. In Anlehnung an *Wolfgang Gerok* möchte ich hierbei unterscheiden zwischen Verstößen gegen Prinzipien eines wissenschaftsinternen bzw. medizininternen Ethos und solchen gegen Prinzipien eines außerwissenschaftlichen Ethos.⁸

Ein Verstoß gegen Prinzipien eines wissenschaftsinternen Ethos liegt dann vor,

- wenn es an intellektueller Redlichkeit mangelt, etwa wenn ein Verfahren trotz ungesicherter Datenlage als überlegen angepriesen wird und damit unbegründet Erwartungen und Hoffnungen beim Patienten geschürt werden,
- wenn die Argumentation nicht symmetrisch ist, etwa wenn eine Methode belastende oder kompromittierende Fakten verschwiegen werden,
- wenn die Unabhängigkeit des Urteils in Frage steht, etwa wenn finanzielle Verlockungen des Anbieters eines Untersuchungsgerätes die eigentliche Entscheidung zum Einsatz am Patienten ausmachen. Der zunehmende Ansehens- und Vertrauensverlust

⁴ Linus S. Geisler, *Wieviel Fortschritt verträgt der Mensch?*, in: Gert Kaiser, Johannes Siegrist, Eva Rosenfeld, Katharina Wetzel-Vandai, Hrsg., *Die Zukunft der Medizin*. Frankfurt/M.-New York 1996. Den Titel dieses Aufsatzes verdanke ich ebenfalls einer Formulierung dieses Beitrags.

⁵ Vgl. Klaus Dörner, *Mensch, Leben, Technik: medizinische Perspektiven*, in: Julia Jonas, Karl-Heinz Lembeck, Hrsg., *Mensch, Leben, Technik. Aktuelle Beiträge zur phänomenologischen Anthropologie*. Würzburg 2006.

⁶ Vgl. Christiane Jörlemann, *Ethik und Telemedizin*. Herausforderung für die Arzt-Patienten-Beziehung. Münster 2000.

⁷ Linus S. Geisler, *Wieviel Fortschritt verträgt der Mensch?* (vgl. Anm. 4), 263.

⁸ Vgl. Wolfgang Gerok, *Verdrängen die Naturwissenschaften die Menschlichkeit der Medizin?*, in: Hubert E. Blum, Rudolf Haas, Hrsg., *Über das Menschenbild in der Medizin*. Stuttgart 2004.

des Arztes in der Gesellschaft, der sich seit vielen Jahren abzeichnet, dürfte im Wesentlichen in solchen Verstößen seine Begründung finden.

Entscheidender für das Thema, die Ikonomanie der Medizin, dürften aber Verstöße gegen Prinzipien eines medizinischen Ethos sein. Hier besteht zum einen die Gefahr des *Überaktivismus*. Die schon erwähnte Tendenz zum Check-up führt dazu, daß eine Vielzahl von an sich überflüssigen Untersuchungen durchgeführt werden. Handlungsleitend ist nicht mehr ein konkretes Leiden oder auch nur eine Befindlichkeitsstörung, gesucht wird nunmehr jegliche Abweichung von der Norm. Nach den Gesetzen der Statistik ist allerdings davon auszugehen, daß solche Abweichungen auch dann gefunden werden, wenn diese im Grunde genommen gar kein Problem darstellen. Nichtsdestotrotz sind solche «Treffer» dann aber zumindest Grund genug für weitere Untersuchungen. Medizinisches Ethos unterscheidet sich von einem rein wissenschaftlichen aber dadurch, daß es seine Orientierung am konkreten Patienten nimmt, nicht an einem theoretischen Erkenntnisideal. Durch Überaktivismus droht somit eine Gefährdung der Prinzipien, dem Wohl des Kranken zu dienen sowie ihm nicht zu schaden.

Eine weitere Gefahr liegt in der Überspezialisierung. Es wurde schon erwähnt, daß die Beherrschung der Technik auf modernem Stand nur durch eine weitgehende Spezialisierung überhaupt möglich ist. Dies zeigt auch die ungebrochen fortschreitende Ausdifferenzierung der Medizin. Gab es bis vor kurzem noch den Allgemeinarzt in Personalunion von Diagnostiker und Therapeut, so berechtigt dieser Titel heutzutage in erster Linie nur noch dazu, als Lotse zu dienen und den Patienten an den richtigen Fachmann weiterzuschicken. Wer in meinem Fach, der Gynäkologie, auf hohem Niveau tätig sein will, ist gezwungen, sich zu entscheiden, ob er dies auf dem Gebiet der Geburtsmedizin, der Pränataldiagnostik, der Endokrinologie, der gynäkologischen Onkologie oder der allgemeinen operativen Gynäkologie tun will. Einen «Allrounder» in diesem doch nicht allzu großen Fach dürfte es schon seit längerer Zeit nicht mehr geben. Diese Spezialisierung aber birgt ihre Tücken. Der Spezialist ist geneigt, ein jedes sich ihm stellende Problem aus seiner spezifischen Sicht anzugehen. Dabei übersieht er womöglich, daß sein Repertoire gar keine Antwort auf die betreffende Frage zuläßt oder aber daß aus anderer Sicht durchaus bessere Antworten möglich wären. Es ist sogar denkbar, daß der begrenzte Blickwinkel des Fachmanns es noch nicht einmal ermöglicht, überhaupt die im betreffenden Zusammenhang richtige Frage zu stellen. *Rudolf Kautzky* weist auf die tragikomischen Folgen hin, die die Selbstisolation der Spezialisten haben kann: «Wenn ein Kranker mit Schmerzen im Gesicht zu einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt kommt, werden die Nebenhöhlen saniert, kommt er zum Internisten, geht es auf Fokussuche, beim Neurologen erhält er Tegretal, der Neurochirurg stürzt sich auf den Trigeminus und der Psychiater auf das Eheleben!»⁹ Das englische Sprichwort «If you have a hammer, every problem seems like a nail» verdeutlicht die Situation: Aus der Vorgabe, über einen Hammer zu verfügen, folgt nicht mit Notwendigkeit, daß das sich stellende Problem nagelförmig ist. Im Bewußtsein dieser Problematik wäre daher mit Nachdruck zu wünschen, daß der Spezialist, will er sein Sonderwissen und -können wirklich sinnvoll einsetzen, abgesehen von seinem Expertentum auch über eine breite Bildung und gute Urteilskraft verfügen sollte. Das Bonmot von *Georg Christoph Lichtenberg* «Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht» bringt dies auf den Punkt.

Gefahr der Übertechnisierung

Auch hier ist das Problem nicht, daß es überhaupt Technik gibt – im Gegenteil. Aber die Technik muß eingebettet sein in menschliche Zuwendung, sie darf nicht die menschliche Anteilnahme

⁹ Rudolf Kautzky, Kritische Analyse ärztlichen Verhaltens, in: Ders., Euthanasie und Gottesfrage. Medizinethische Texte und theologische Provokationen. Stuttgart 2004, 131.

ersetzen. Wenn etwa das ärztliche Gespräch ersetzt wird durch eine Reihe von apparativen Untersuchungen, möglicherweise sogar noch, ohne daß diese in ihrer Bedeutung erläutert werden, so folgt auf Seiten des Patienten unweigerlich das Gefühl des Ausgeliefertseins und der Verlassenheit. Umgekehrt kann es angesichts des auf Patientenseite (und nicht nur dort) verbreitet anzutreffenden Vertrauens in die Lösbarkeit aller Probleme durch Technik sogar zur Aufgabe des Arztes werden, auf die unter Umständen nur begrenzten oder sogar fehlenden Einflußmöglichkeiten durch entsprechende technische Maßnahmen hinzuweisen. Die nichtsdestotrotz dennoch ungehemmt fortschreitende Technisierung aller medizinischen Gebiete führt in der Tendenz im günstigen Fall zu einer Stärkung der Autonomie des Patienten, wie es etwa in der Telemedizin der Fall sein kann, wenn Patienten ermächtigt werden, durch zusätzliche Informationsmöglichkeiten selbst Diagnosen zu stellen oder durch die neuen Kommunikationsmöglichkeiten die Asymmetrie in der Arzt-Patienten-Beziehung zu verringern. Der Aspekt der Fürsorge aber wird in aller Regel geschwächt: «Multimedia in der Medizin bindet noch mehr als bisher schon Aufmerksamkeit, die dem Patienten fehlt.»¹⁰ *Christiane Jörlemann* weist in diesem Zusammenhang auf einen in meinen Augen wesentlichen Aspekt hin: «In der telemedizinischen Homecare scheint eine jahrhundertealte Art der Heilung, die gerade auch neutestamentlich bezeugt ist, keine Relevanz zu besitzen: die Heilung durch Handauflegung, durch Berührung – the healing touch.»¹¹ Im Hinblick auf Menschlichkeit der modernen Medizin kann es zuletzt nicht unerwähnt bleiben, daß die zunehmende Ökonomisierung der Medizin ein erhebliches Bedrohungspotenzial darstellt. «Betriebswirtschaftliche Handlungslogik konkurriert grundsätzlich mit der Handlungslogik asymmetrischer Sorgebeziehungen, wie sie zwischen den Patienten und den Anbietern von medizinischer Versorgung (...) besteht.»¹² Genauso wie es im Rahmen dieser Logik etwa sinnvoll sein kann, immer mehr Gebärende durch Kaiserschnitt zu entbinden, weil damit langfristige und personalintensive Betreuungen vermieden werden können, ist es opportun, Behandlungsabläufe möglichst weitgehend zu standardisieren und so ein festes Programm an bildgebender Diagnostik zu absolvieren, um auch hier kostenintensive Personalressourcen einzusparen. Solche allerorts zu beobachtenden Entwicklungen führen zu grundlegenden Veränderungen im Verständnis von Medizin und Pflege, sie bewirken einen fundamentalen Wandel der Krankenhauskultur: «In dieser Kultur erhalten formale Ziele, an Geldgrößen orientierte Werte und Motive, tendenziell ein größeres Gewicht im Vergleich zu Werten und Motiven, die sich an inhaltlichen Versorgungszielen und ethischen Erwartungen orientieren.»¹³

Menschenbild und Weltbild

Zu fragen ist an dieser Stelle natürlich, wie inhaltliche Versorgungsziele und ethische Erwartungen einer guten und dem Menschen gerecht werdenden Medizin auszusehen hätten. Geht man von der Negativfolie einer Ikonomanie der Medizin aus, die das Abbilden zu ihrer Hauptaufgabe erklärt, so kann und muß man das dahinterstehende Menschen- und Weltbild untersuchen und auf seine Angemessenheit befragen. Dort wo es sich als defizitär erweist, wäre es zu konfrontieren mit einem Menschen- und Weltbild, welches der *conditio humana* gerecht wird. Zunächst läßt sich ohne Zweifel konstatieren, daß es nicht das Menschenbild in der Medizin gibt. Schon die Subspezialisierungen ruhen auf unterschiedlichen Menschenbildern auf, d.h. die Chirurgie legt ein anderes Menschenbild zugrunde als die Psychiatrie, die Epidemiologie wiederum ein anderes als die

¹⁰ Maximilian Gottschlich, Sprachloses Leid. Wege zu einer kommunikativen Medizin – die heilsame Kraft des Wortes. Wien 1998, 162.

¹¹ Christiane Jörlemann, Ethik und Telemedizin (Anm. 6), 130.

¹² Hagen Kühn, Krankenhaus im Wandel – Zeit- und Kostendruck beeinflussen die Kultur des Heilens, in: Mitteilungen des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB), Heft 113, September 2006, 6-9.

¹³ Ebd.

Fortpflanzungsmedizin, um beliebige Beispiele zu nennen. Eine jede Disziplin tendiert aus innerer Notwendigkeit dazu, die mit den durch ihre spezifischen und damit auch begrenzten Instrumentarien zu erklärenden Teilaspekte als das jeweils gültige Menschenbild darzustellen. Dennoch, so meine ich, läßt sich die Entwicklung der Medizin seit dem 19. Jahrhundert nur erklären durch die ganz bevorzugte Anwendung eines cartesianischen Menschenbildes, die Betrachtung des Menschen als Mechanismus, welche in gewissem Maße für alle Fachrichtungen Leitbildcharakter erhielt. Erst durch die Reduktion des Menschen auf ein Wesen, welches nach angeblich ausschließlich naturwissenschaftlich beschreibbaren Gesetzen gesteuert wird und welches sich innerhalb dieser Gesetzmäßigkeiten in eindeutiger Weise abbilden läßt, war eine Einflußnahme auf ebendiesem Weg offen. Medizin als angewandte Naturwissenschaft verdrängte alle anderen vormaligen bestehenden Ansätze – wohl in erster Linie auf Grund der nicht zu bestreitenden Tatsache, daß viele ungelöste Probleme nun der Beeinflussung zugänglich wurden. Die dadurch ausgelöste Erfolgsgeschichte, die an dieser Stelle nicht referiert werden kann, führte dazu, daß das dahinterstehende Menschenbild ebenfalls Leitcharakter erhielt und bis heute weithin unangefochten besitzt. Gerade angesichts der mannigfachen Erfolge wird dabei aber übersehen, daß die Betrachtung des Menschen unter naturwissenschaftlichem Blickwinkel eben nur einen Aspekt darstellt und daß die entsprechenden Erkenntnismethoden lediglich ein Hilfsmittel sind im Rahmen von Handlungen, die letztlich im Dienste des kranken Menschen stehen müssen, worauf auch *Giovanni Maio* hinweist: «Solange sich die Medizin als angewandte Naturwissenschaft verstand, hatte sie den leidenden Menschen als das zentrale Ziel der Medizin systematisch ausgeblendet. Die Medizin als angewandte Naturwissenschaft konnte damit zwar Krankheiten möglicherweise behandeln, aber sie behandelte nicht den Menschen, weil der Mensch in seiner Lebenswelt unter dem mechanistischen Menschenbild gar nicht vorkommen konnte.»¹⁴ Am extremsten kommt dieses Leitbild von moderner Medizin zum Ausdruck im Rahmen der Transplantationsmedizin: «Der Mensch in seiner Gesamtheit aus Körper, Leib, Geist und Seele wird reduziert auf ein Ensemble austauschbarer Organe, Organteile und Gewebe und auf deren Brauchbarkeit und Funktionsfähigkeit.»¹⁵ Der auf eine neue Leber wartende Patient etwa wird bei der Vergabeorganisation Eurotransplant nach einem Score beurteilt, in den lediglich drei Laborwerte eingehen: Bilirubin für die Leberfunktion, Serum-Kreatinin für die Nierenfunktion und INR für die Blutgerinnung. Der Patient in seiner Person und als leidendes Wesen gerät hier überhaupt nicht mehr in den Blick. Weil zumindest vom Anspruch her medizinischer Erkenntnisdrang nicht um seiner selbst willen betrieben wird, sondern immer unter dem Aspekt des Nutzens für vorhandene oder zukünftige Patienten, wohnt ihm eine Neigung zur Steigerung inne, die letztendlich auf das Verlangen nach Allmacht hinausläuft. Trotz aller medizinethischen Debatten, die in den letzten Jahren ja durchaus im breiteren öffentlichen Kontext geführt wurden, bleibt die ansonsten durchaus verbreitete Skepsis gegenüber Allmachtsphantasien bei Betrachtung medizinischer Kontexte ausgesprochen schwach entwickelt. Da naturwissenschaftlicher Erkenntniswille als die Medizin fundierende Matrix in sich selbst keine Grenzen zieht, besteht die Gefahr, daß die sich aus den Anwendungen ergebende Macht ein Eigenleben entwickelt. *Otfried Höffe* benennt diese Gefahr unmißverständlich: «In den Allmachtsillusionen tritt (...) ein Moment ins Menschenbild der Medizin, das wohl erst seit wenigen Jahren aktuell ist, dessen griechische Bezeichnung aber auf eine generelle Gefahr der Menschheit verweist. Es ist die maßlose Selbstüberschätzung, die *Hybris*.»¹⁶

¹⁴ Giovanni Maio, Das Menschenbild als Grundlage der medizinischen Ethik, in: Hubert E. Blum, Rudolf Haas, Hrsg., Über das Menschenbild in der Medizin. Stuttgart 2004.

¹⁵ Linus S. Geisler, Das Menschenbild der Transplantationsmedizin. Vortrag anlässlich der Veranstaltung: Zehn Jahre Transplantationsgesetz. Veranstaltung von KAO e.V. am 1.12.2007 im Haus der Evangelischen Kirche, Bonn.

Wenn *Otfried Höffe* hier unterstellt, daß diese Allmachtsbestrebungen illusionären Charakter haben, so ergibt sich das schon aus dem, was man als *conditio humana* bezeichnet hat. Zwar ist es der hier skizzierten Medizin gelungen, die Lebenserwartung in zuvor nicht für möglich gehaltene Dimensionen zu steigern, zuvor unheilbare Krankheiten therapierbar zu machen, das Leben mit chronischen Krankheiten über lange Zeiträume bei guter Lebensqualität zu ermöglichen und vieles mehr. Es ist aber in keiner Weise absehbar, daß in prinzipieller Weise die Endlichkeit des Menschen, seine Anfälligkeit für Krankheiten, Gebrechen oder auch Unfälle durch medizinisches Handeln aufgehoben werden könnte. Gleiches gilt für psychische Traumata, die unter Umständen lebenslanges und kaum zu beeinflussendes seelisches Leiden auslösen.

Medizin, die sich diesen Begrenzungen stellt, wird nicht umhin können, hier eine grenzenlose Ohnmacht feststellen zu müssen. Dort, wo sie dies nicht tut, wird sie trotz aller Berufung auf Rationalität als Grundlage ihrer Wissenschaftlichkeit unvernünftig: «Im Glauben an eine ausschließlich mechanistische, rationale Medizin kommt etwas Irrationales zum Ausdruck.»¹⁷ Dabei ist selbstverständlich in keiner Weise in Abrede zu stellen, daß durch die Wissenschaft eine Fülle vorher unbekannter Handlungsmöglichkeiten geschaffen werden konnte. Erstmals in der Geschichte der Menschheit eröffnet sich die Möglichkeit, die Bedingungen der biologischen Existenz der *Species homo sapiens sapiens* nach Maßgabe eigener Zwecksetzungen manipulieren zu können. Was sich aber gleichzeitig abzeichnet, ist die Tatsache, daß die Anthropologie hinter der Wissenschaftsentwicklung zurückzubleiben scheint.¹⁸ Mit der Ratio der Naturwissenschaft läßt sich nämlich die Frage, ob der Mensch darf, was er kann, nicht beantworten. Ganz im Gegensatz zur Situation des vormodernen Menschen, dessen Dürfen das Können bei weitem überwog, sind wir in jüngsten Tagen immer mehr damit konfrontiert, «dass die Wissenschaft Handlungsoptionen etabliert, die uns ein Können eröffnen, das weit über unser Dürfen hinausgeht.»¹⁹ Unumgänglich ist es daher, den Menschen nicht nur als ein Defektwesen, welches er zweifelsohne ist, aufzufassen, sondern zugleich auf seine Unverfügbarkeit und Selbstbestimmtheit zu rekurrieren – und dies insbesondere im Blick auf seine unhintergehbare Begrenztheit.

Grenzen naturwissenschaftlichen Erkennens

Der Psychiater und Psychoanalytiker *Thomas Fuchs* weist mit Nachdruck darauf hin, wie verhängnisvoll sich die Tendenz auswirkt, den Menschen ausschließlich im Bild der Naturwissenschaft zu beschreiben.²⁰ Die Welt als Gegenstand der Wissenschaft wird entkleidet von allen subjektiven, qualitativen, anthropomorphen Anteilen, nur die «entzauberte» Natur läßt sich zerlegen, analysieren und manipulieren. Dieses wissenschaftliche Universum aber entfremdet sich der Lebenswelt, in der wir als Menschen zuhause sind. Vorgegebene Selbstverständlichkeiten, die für den Menschen von jeher die Lebenswelt bestimmt haben, werden in Frage gestellt bzw. negiert. Mit der Auflösung dieser Selbstverständlichkeiten aber wird auch alles irgendwie Bedeutsame oder Sinnvolle destruiert und in kontingente Faktizität überführt. Nicht nur das Menschenbild, auch das Weltbild wird transformiert: «Diese Welt ist nur noch eine zufällige Konfiguration unter

¹⁶ *Otfried Höffe*, Patientenwohl im Zeitalter der Allmacht, in: Hubert E. Blum, Rudolf Haas, Hrsg., Über das Menschenbild in der Medizin. Stuttgart 2004.

¹⁷ *Johannes Dichgans*, Menschenbild und Patientenethik, in: Hubert E. Blum, Rudolf Haas, Hrsg., Über das Menschenbild in der Medizin. Stuttgart 2004.

¹⁸ Vgl. *Jan P. Beckmann*, Die Verständigung auf ein gemeinsames Menschenbild ist unverzichtbar. Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, in: W. Beer, P. Markus, K. Platzer, Hrsg., «Technik ins Gerede bringen». Der bioethische und biopolitische Diskurs in Deutschland. Schwalbach/Taunus 2004.

¹⁹ Ebd., 48.

²⁰ Vgl. für das Folgende: *Thomas Fuchs*, «Lebenswissenschaften» und Lebenswelt, in: *Julia Jonas, Karl-Heinz Lembeck*, Mensch, Leben, Technik (vgl. Anm. 5), 333-349.

anderen möglichen. Es liegt nichts daran, ob sie so oder anders besteht. Die Welt als kontingent zu betrachten, fundiert und legitimiert daher auch ihre technologische Neukonstruktion.»²¹

Aber die Beschreibung der Welt gewissermaßen von außen, indem wir sie von vorneherein als Gegenständlich-Vorhandenes begreifen, erweist sich als defizitär. Thomas Fuchs macht dies in besonderer Weise deutlich an der Eigentümlichkeit der Selbsterfahrung. Wenn wir etwa hungern, so werden wir dessen erst gewahr, wenn wir schon hungrig geworden sind. Erst ab einer bestimmten Intensität erleben wir bewußt, was zuvor schon unser Erleben war. «(...) Das bewusste Selbst ist sich nur in der Weise des Selbstentzugs gegeben. Leben ist somit, was uns widerfährt und uns affiziert, bevor wir darauf antworten können.»²² Diese mit der Leiblichkeit verbundene Vorgängigkeit der Selbstaffektion, der wir in Passivität ausgesetzt sind, läßt sich reflexiv nicht wieder einholen, denn auch das Denken verdankt sich einer leiblichen Grundlage. «Wir erfahren also in uns selbst einen Grund des Werdens, einen Ursprung der Spontaneität und Bewegung, dessen wir nicht habhaft werden können, der sich der Feststellung und Festlegung entzieht. Leben ist das, was schon geschieht, während wir versuchen, es zu berechnen und zu planen.»²³ In unserer Leiblichkeit begründet liegt die Selbstvergessenheit und Selbstverständlichkeit des Lebensvollzugs. Räumt man nun ein, daß wir unsere Selbsterfahrung als Lebewesen immer schon binden an die Möglichkeit zu in irgendeiner Weise freien Willensentscheidungen und Spontaneität, und daran möchte ich festhalten, so erweist sich diesbezüglich Naturwissenschaft – zumindest in ihrer herkömmlichen Form – als nicht mehr angemessenes Erkenntnisinstrument: «Denn Wissenschaft kennt nur abhängige Variablen, kausale Bedingungen, nur Passivität. Spontaneität und Selbstsein sind für sie prinzipiell unzugänglich.»²⁴

Von seinen Anfängen an hat der Mensch seine Stellung im Kosmos in Bildern beschrieben, für die das Kriterium der Uneindeutigkeit konstitutiv war, den Mythen. Wissenschaft in ihrer herkömmlichen Form aber basiert auf Abbildung der Realität in eindeutigen Bildern, in Modellen, die allenfalls durch ein noch genaueres, noch eindeutigeres Modell korrigiert werden können. Das Denken in Mythen, in uneindeutigen Bildern gilt als obsolet. Möglicherweise treten wir aber nun ein in eine Ära, in der die Naturwissenschaft sich der Begrenztheit und Unangemessenheit dieses Ansatzes bewußt wird, zumindest vertritt *Hans Magnus Enzensberger* diese Ansicht: «Es spricht viel dafür, dass die Naturwissenschaften dabei sind, sich von den Dogmen des neunzehnten Jahrhunderts zu verabschieden. Der klassische Materialismus befindet sich, wie sein Substrat, in Auflösung. In der Kosmologie und in den Neurowissenschaften sind spekulative Ideen, die

²¹ Ebd., 334.

²² Ebd., 337.

²³ Ebd., 337.

²⁴ Ebd., 339.

keine unmittelbare experimentelle Verifizierung zulassen, nicht mehr tabu. Selbst die Mathematiker setzen sich, seit Gödel, mit der Ambiguität ihrer Erkenntnismöglichkeiten auseinander, und in der Quantenmechanik ist das Undenkbare alltäglich. Auf die Gefahr hin, manchen «harten» Verteidiger des Status quo vor den Kopf zu stoßen, kann man die Behauptung riskieren, dass die avancierteste Wissenschaft zur zeitgenössischen Form des Mythos geworden ist. Gleichsam hinter dem Rücken ihrer eigenen Ideologie kehren in ihren Konzeptionen, von den meisten Forschern unbemerkt, alle Ursprungsfragen, Träume und Alpträume der Menschheit in neuer Gestalt wieder. Ihre Metaphern sind nur der sprachliche Ausdruck dieser Mythenproduktion.»²⁵

Medizin jenseits der Ikonomanie

Welche Folgerungen ergeben sich aus den zuletzt angestellten Überlegungen für die praktizierte Medizin? An erster Stelle wohl, daß noch vor der Frage nach gutem Handeln in der Medizin das Wesen des Menschen reflektiert werden muß, um überhaupt Zielvorstellungen formulieren zu können, nach denen das Handeln dann ausgerichtet sein sollte.²⁶ Aus der Erkenntnis, daß ein Menschenbild defizitär ist, welches diesen auf seine Funktionsfähigkeit reduziert, erwächst dann eine Forderung, die mit dem alttestamentarischen Bilderverbot auf die wohl denkbar kürzeste Formel gebracht werden könnte: Du sollst dir kein Bildnis machen, jedenfalls in dem Sinne, daß ein Bild eine Festlegung auf den jeweiligen Blickwinkel bedeutet. Jedes Bild, das glaubt, menschliches Leben in einer eindeutigen Weise abbilden zu können, verstellt die Sicht auf alle anderen Bilder, die ebenfalls ihre Berechtigung haben. In Analogie zu den Aussagen der negativen Theologie über Gott könnte man vielleicht formulieren, daß jedes den Menschen feststellende Bild, das absieht von seiner Lebenswelt, absieht von seiner Angewiesenheit auf Kommunikation und zwischenmenschliche Beziehungen, absieht von seiner Anfälligkeit für Leiden, absieht von seiner Sterblichkeit, mehr verbirgt als es offenbart.

Noch einmal: dies ist kein Plädoyer gegen die Technik, die Bilder erzeugt, wir sind in vielerlei Hinsicht auf sie angewiesen und können uns glücklich schätzen, über sie zu verfügen. Aber es ist sehr wohl eine Stellungnahme für einen sehr bewußten Umgang mit der Erzeugung von Bildern und für die immer damit einhergehende Vergewöhnung, daß die hergestellten Bilder Verweischarakter besitzen. Das Bild hat in spezifischer Weise mit dem Patienten zu tun, aber jeder Patient ist viel mehr, als das jeweilige Bild darstellen kann. *Michael Halbfas, Siegburg-Kaldauen*

²⁵ Hans Magnus Enzensberger, Die Poesie der Wissenschaft, in: Ders., Die Elixire der Wissenschaft. Frankfurt/M. 2002, 273f.

²⁶ Vgl. auch für das folgende: Giovanni Maio, Das Menschenbild als Grundlage der medizinischen Ethik (vgl. Anm. 14).

Von der Schattenlinie zum Schiffbruch

Milton Hatoum und Joseph Conrad

«Der Hafen war nicht weit entfernt, doch in jener Zeit waren die Distanzen nicht dieselben. Die Zeit war länger, verstrich langsamer, und niemand wollte Stunden oder Minuten nutzlos verstreichen lassen. Wir verachteten das Alter oder die Vorstellung vom Älterwerden. Wir lebten in einer verlorenen Zeit, die Nachmittage vergingen erstickend langsam und verdampften in der schwülen Hitze» erinnert sich der anonyme Erzähler in Milton Hatoums Geschichte *Varandas da Eva*.¹ «Jahre später schlenderte ich über den Boulevard *Sete de Setembro*. Ich war nicht mehr jung [...]. Üble Vorahnungen lagen in der Luft und hinter verschlossenen

Türen. Feste und Freuden, alles schmolz dahin. Die Härte des Lebens war wie ein Kaktus oder eine Blüte ohne Duft. Ein Blick zurück – ein Schreck: meine Jugend war zu Ende».

Das Freudenhaus *Varandas da Eva* am Hafen von Manaus liefert den Titel für die erste Geschichte im Sammelband *A cidade ilhada* von Milton Hatoum (*1952), der am 25. Februar 2009 erschien. *Varandas da Eva* ist gleichzeitig eine Art Hommage an Joseph Conrad, denn zwischen den beiden Zitaten liegt die Schattenlinie, die die Jugend vom Erwachsenwerden trennt, wie in der gleichnamigen Erzählung² von Joseph Conrad (1857-1924): Als Sohn

¹ Milton Hatoum, *Varandas da Eva*, in: Ders., *A cidade ilhada*. Companhia das Letras, São Paulo 2009, 7-14.

² Joseph Conrad, *Die Schattenlinie*. Eine Beichte. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von E. McCalman. Fischer, Berlin 1926.

eines polnischen Nationalisten in der Nähe von Kiew geboren, las der junge Joseph leidenschaftlich Reise- und Abenteuerbücher und träumte von den weißen Flecken auf der Landkarte, bis er mit 17 Jahren seine Heimat verließ und auf einem alten französischen Segelschiff anheuerte, das in Richtung Antillen segelte.³ Zahlreiche Reisen folgten, nach Spanien, Indien, Malaysia, bis er sich 1886 als britischer Staatsbürger in England niederließ, um zu schreiben. *Die Schattenlinie* ist sein literarisches Testament und schildert das Erwachsenwerden eines jungen Seemanns, der unerwartet das Kommando über ein Segelschiff übernehmen soll. Er ist umgeben von Vaterfiguren verschiedener Couleur, die jedoch alle im entscheidenden Moment fehlen, sodaß er seine Prüfungen ganz allein durchmachen muß. Diese bestehen aus Dunkelheit, Schweigen, Krankheit und einer stillen See. Der junge Kapitän hat keine äußeren Feinde, gegen die er kämpfen könnte, nur Leere und Flaute. Mit seinem Bild von der Schattenlinie stellt Joseph Conrad die traditionellen Vorstellungen männlichen Heldentums in Frage, zeitgleich mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.⁴ Wie Conrads junger Kapitän, so sind auch die Helden in Milton Hatoums Romanen auf sich selbst gestellt: Mundo, der Zeichner und Maler, kämpft erfolglos gegen einen verständnislosen Vater und ein provinzielles Umfeld, in dem sich seine Talente nicht entfalten können. Die verfeindeten Zwillinge Omar und Yaqub ruinieren sich und die Familie, und Arminto, der Waise des Eldorado, ist ein Tunichtgut, der das väterliche Erbe ruiniert und nur vom Indianermädchen Dinaura träumt. Hakim, Emilies Sohn, verläßt Amazonien und läßt sich im Süden des Landes nieder. Doch auch er bleibt kinderlos, zeit seines Lebens den Erinnerungen an seine Jugend in Manaus verhaftet. Wie Joseph Conrad, so konfrontiert uns Milton Hatoum mit einer Reihe problematischer Helden, die alle beim Versuch scheitern, sich im Brasilien der Nachkriegszeit eine Existenz aufzubauen.

Die Erzählungen des Bandes *A cidade ilhada* beschränken sich nicht auf Manaus, sondern sind gleichzeitig das Ergebnis zahlreicher Reisen und einer mehrjährigen Exil-Existenz des brasilianischen Schriftstellers, der ab 1980 zuerst nach Madrid, Barcelona und Paris reiste, bevor er 1983 als Französischlehrer nach Manaus zurückkehrte. Eine der Geschichten, *Dois poetas da província* [Zwei Provinzpoeten] beginnt in einem der letzten Luxushotels von Manaus. Es sitzen sich gegenüber der achtzigjährige Zéfiro und sein junger Freund Albano. Beide schwärmen bei einer Flasche Bordeaux von Paris. Albano wird am nächsten Tag über Cayenne in die französische Hauptstadt fliegen, und Zéfiro zeichnet das Bild eines verblichenen Paris, Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, von dem man an den Ufern des Amazonas ein ganzes Leben lang träumen kann. Am Nebentisch lärmt eine Rotte betrunkenen Touristen, die mit Federbüschen, Totenmasken und anderen Versatzstücken indianischer Kultur Schindluder treiben. «C'est dégoûtant»⁵ kommentiert Zéfiro und schildert zwei historische Besuche französischer Intellektueller in Manaus: Henri Michaux (1927)⁶ und Jean-Paul Sartre (1960).⁷ Der junge Albano hört ihm andächtig zu. Nach dem Mittagessen will er ihn in seinem Auto nach Hause fahren, doch sein ehemaliger Französischlehrer lehnt ab. Unter der sengenden Sonne Amazoniens schleppt Zéfiro sich in seine bescheidene Hütte am Stadtrand. Erst vor dem Stadtplan von Paris an der Wand bekennt er: Jetzt ist es zu spät. Er wird niemals nach Paris reisen. Eine weitere Geschichte, *A casa ilhada* [Das Haus auf der Insel] handelt von einem Schweizer Biologen

mit Namen Lavedan, Spezialist für Amazonasfische. Sein Liebling ist der Vieraugenfisch *tralhoto*, der in der Luft wie unter Wasser sehen kann. Trotz aller Augen bemerkt Lavedan nicht, daß ihm seine Partnerin Harriet vom erstbesten Tänzer aus dem Tingeltangel Shangri-La geraubt wird. Jahrelang bekommt er in Zürich farbige Photos eines Holzhauses aus Manaus. Auf der Rückseite ein Gruß von Harriet. Zuletzt kommt ein Schwarzweißphoto ohne Gruß. Lavedan reist nach Manaus, findet das Haus und kehrt zurück. Eine dritte Geschichte spielt in Barcelona: Eine reiche Witwe, Victoria Soller, verliebt sich in den jungen Portugiesen Soares, einen Bücherwurm, der auf Biegen und Brechen den portugiesischen Schriftsteller José Maria Eça de Queirós (1845-1900) verteidigt und seinen brasilianischen Zeitgenossen Machado de Assis (1839-1908) in Grund und Boden verdammt. Nachdem die Liebesbeziehung Schiffbruch erlitten hat, engagiert Victoria den Erzähler, einen brasilianischen Emigranten, und nimmt bei ihm Portugiesisch-Stunden, um Machado de Assis zu lesen und sich an ihrem ehemaligen Geliebten zu rächen.

Die Geschichten von Milton Hatoum führen einen stummen Dialog mit den Romanen, und verschiedene Personen treten in anderer Gestalt wieder auf, so der Jurist Estiliano aus dem Roman *Waisen des Eldorado*⁸, seine Vorliebe für Bordeaux-Weine und französische Dichter, wenn auch überzeichnet bis zur Karikatur: Zéfiro's einzige Begegnung mit der französischen Kultur sind die Zeitungen aus Paris, die ihm der Konsul der *Grande Nation* überläßt und seine Erinnerungen an Jean-Paul Sartre und Henri Michaux. Tio Ranulfo aus *Asche vom Amazonas*⁹ finanziert großzügig die erste Liebesnacht einer Gruppe junger Burschen im *Varandas da Eva*, und selbst die Matriarchin Emilie aus Milton Hatoums erstem Roman¹⁰ macht sich mit ihrer seltsamen Stimme bemerkbar und betet den Rosenkranz in französischer Sprache. Die Erzählungen aus *A cidade ilhada* beschreiben den Weg des Emigranten, des reisenden Brasilianers aus Manaus, der in Madrid, Barcelona und Paris lebt und die Erfahrungen dieses Exils in Worte zu fassen sucht.

Joseph Conrads Helden und Anti-Helden lieben das Vagantenleben. Marlow, eine Art *Alter ego* des polnisch-englischen Schriftstellers, schildert im Roman *Jugend*¹¹ seine Begeisterung für den Orient, eine jugendliche Faszination, die für immer in seiner Erinnerung haften bleibt. Doch die weißen Flecken auf der Landkarte, die zu entdecken er einst aufgebrochen ist, verwandeln sich in Flüsse, Länder und Seen, und als er endlich selbst in jene Regionen vordringen kann, haben sich die weißen Flecken in schwarze Löcher verwandelt, Opfer eines schrankenlosen Kolonialismus, der ursprünglich angetreten war, um die Welt zu verbessern.¹²

Auch Milton Hatoums literarisches Abenteuer begann mit einer Sehnsucht nach dem Orient, den er jedoch nicht in Europa träumte, sondern in einer Stadt am Amazonas, die zu Zeiten von Joseph Conrad von weißen Flecken auf der Landkarte umgeben war, bevor der Kautschukboom und die schrankenlose Ausplünderung Amazoniens eine Art Herz der Finsternis anzuf: «In jenen Nächten der Kindheit genügte es, den Erzähler anzusehen und seinen Worten zu lauschen und schon setzte sich die Welt in Bewegung, eine seltsame, fremdartige Welt, die durch die Macht der Worte zur Fabel wurde», erinnert sich der Schriftsteller aus Manaus.¹³ «Ich stellte mir riesige, von Kalifen, Konkubinen und Wesiren bewohnte Paläste vor und begleitete einen blinden Scheich aus dem

³ Gloria Bianchetti, *Voci del mare*. Melville, Conrad, Pratt. (Tracce; 5). *Ombre corte*, Verona 2006, 39-46.

⁴ Muriel Moutet, *Ghost Words*. Negative initiation and poetic enunciation in *The Shadow Line*, in: Conrad in France. Ed. with an introduction by Josiane Paccard-Huguet *Social Science Monographs*, Boulder/CO 2006, 149-175.

⁵ Milton Hatoum, *Dois poetas da província*, in: Ders., *A cidade ilhada*. (vgl. Anm. 1), 37-43, Zitat 41.

⁶ Henri Michaux, *Manaos* (38° de chaleur), in: Ecuador. *Journal de voyage*. 12^e éd. Gallimard, Paris 1949, 172-173.

⁷ Luís Antônio Contatori Romano, *A viagem à Amazônia*, in: Ders., *A passagem de Sartre e Simone de Beauvoir pelo Brasil em 1960*. Mercado de Letras, Campinas/SP 2002, 240-242.

⁸ Milton Hatoum, *Waisen des Eldorado*. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Karin von Schweder-Schreiner. Berlin Verlag, Berlin 2009.

⁹ Milton Hatoum, *Asche vom Amazonas*. Roman. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Karin von Schweder-Schreiner. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2008.

¹⁰ Milton Hatoum, *Brief aus Manaus*. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Karin von Schweder-Schreiner. (Suhrkamp Taschenbuch; 3430). Suhrkamp, Frankfurt/M. 2002.

¹¹ Joseph Conrad, *Jugend*. Ein Bericht, in: Ders., *Erzählungen*. Aus dem Englischen von Elli Berger, Werner Beyer und Lore Krüger. Edition Maritim, Hamburg 2006, 209-257.

¹² Gloria Bianchetti, *Voci del mare* (vgl. Anm. 3), 83-85.

¹³ Milton Hatoum, *Passagem para um certo oriente*, in: *Remate de males* 13 (1993), 165-168.

Süden des Libanon nach Mekka [...] Kurzum, ich versuchte, mir die Orte vorzustellen, von denen die Rede war und stellte mir vor, in Manaus ein Schiff zu besteigen und eines Tages in einem der Häfen des Orients anzulegen, blätterte im Koran und fand einen Sinnspruch, der etwa so lautet: Gott schuf die Erde wie einen Teppich, damit Du sie in alle Richtungen durchstreifen kannst.» Doch die Vision des Orients, geträumt im Schoß einer libanesischen Familie in Manaus, schwindet dahin und fehlt in den letzten beiden Romanen von Milton Hatoum. Was bleibt, ist die Faszination der Reise.

«Für einen Schriftsteller, der weit von den Zentren der Kultur wohnt und dafür nahe bei einer der exotischsten Regionen der Welt, drängt sich stets die Frage auf, welche Zeichen er auf das weiße Blatt Papier setzen soll als symbolische Vertreter eines anderen weißen Flecks auf Joseph Conrads Landkarte», erklärt Milton Hatoum in einem Interview.¹⁴ «Statt mich darüber auszulassen, will ich eine persönliche Erfahrung kommentieren, über eine doppelte Reise sprechen. Die erste Reise spielt nur in der Phantasie. Der unbeweglich Reisende in Manaus stellt sich fremde Welten vor. Die zweite Reise ist real und führt ihn in den Süden Brasiliens und auf einen anderen Erdteil, immer vom Wunsch getrieben, die Peripherie zu verlassen und auf dem Fluß einer anderen Kultur und Gesellschaft zu fahren».

Die traditionelle Reise des brasilianischen Schriftstellers führte ihn jeweils nach Europa und glich einem Ausbruch aus der Anarchie und dem Chaos, der Kinderkrankheit der Militärputsche und den eigenen Widersprüchen des Intellektuellen, der für sich eine Identität suchte, aber mit dem Kopf in Europa lebte und französische und englische Bücher las. Nach der Ankunft in Europa setzte bald die reuige Gegenbewegung ein, ein Hunger nach der

¹⁴ Milton Hatoum, *Escrever à margem da história*, in: *Collatio* 4 (2001), Nr. 6. www.hottopos.com/collat6/milton1.htm (3.12.08)

Heimat, dem Amazonas und den Indios. Doch diese Begeisterung erwies sich bald als nutzlos, revolutionäre Veränderungen als illusorisch. So kam es zur dritten Reise, nach Kuba oder Vietnam.¹⁵ Inzwischen sind alle revolutionären Illusionen verfliegen. Milton Hatoum bleiben nur zwei Reisen, eine imaginäre als Träumer vom Orient und eine reale nach São Paulo, Barcelona, Madrid und Paris: «In all diesen Jahren waren die Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* oder die Episoden aus dem Leben des Kalifen Harun al-Raschid ebenso faszinierend wie ein Gedicht von Baudelaire aus dem Mund der Französischlehrerin oder der für mich exotische Stadtplan von Paris an der Wand.»¹⁶

«Umherirren war mir nicht bestimmt, aber eine Rückkehr zum Ort meiner Herkunft war ausgeschlossen», schreibt Mundo¹⁷ kurz vor seinem Tod an seinen Freund Lavo. Er faßt damit in einem Satz die Alternativen des Reisenden in Milton Hatoums Romanen zusammen: Lavo ist der *Armchair Traveller*, der es nicht gewagt hat, sich von zuhause loszureißen. Er wird zum frustrierten Juristen und zum Gefangenen seiner zerstörten Stadt. Doch die Alternative ist wenig verführerisch: Mundo läßt zwar Manaus und Brasilien hinter sich und stürzt sich in das *Swinging London* der sechziger Jahre. Doch sein künstlerisches Talent kann sich nicht entfalten und er wird zum Opfer einer tückischen Tropenkrankheit: So bleibt die dritte Reise, die imaginäre Rückkehr in die Kindheit, getragen von der Erinnerung und vom Buchstaben auf dem Papier. Nach Jahren des Exils folgen wir dem Schriftsteller aus Manaus einmal mehr zurück in die Heimatstadt seiner Kindheit, jenes Paris am Amazonas, das er mit der Meisterschaft eines der größten Romanciers unserer Zeit zu schildern versteht.

Albert von Brunn, Zürich

¹⁵ Antônio Callado, *As três viagens de escritores latino-americanos*, in: *Cadernos de Opinião* Nr. 6 (1978), 94-99.

¹⁶ Milton Hatoum, *Escrever à margem da história* (vgl. Anm. 14).

¹⁷ Milton Hatoum, *Asche vom Amazonas* (vgl. Anm. 9), 295.

«... auch ich atme die unwiederbringliche Vergangenheit ...»

Zu Jean Améry's Briefen

Im Frühherbst 1945 schrieb Hans Mayer, der später unter dem «nom de plume» bekannt gewordene Schriftsteller Jean Améry, an das in New York lebende, mit ihm befreundete Ehepaar Maria und Rudolf Leitner: «Ja, ja, ich bin es schon, Hans Mayer, den Ihr in Antwerpen gekannt habt. Nur die Grüße an Gina kann ich nicht mehr bestellen, denn sie ist tot. Sie ist mir gestorben, mein Mädchen, ohne deportiert gewesen zu sein, hier ihrem Herzfehler erlegen, in der unmittelbaren Folge meiner Verhaftung. Ich kann dieses unfassbare Ereignis nicht vergessen, nicht eine Stunde lang. Sie war der ganze Gewinn meines Lebens gewesen, das einzige, was mir nicht fehlschlug. Vergebens frage ich mich ab, zu was mir meine Rückkunft noch nutze war, wozu mir der ganze verspätete Sieg noch dienen könne. Du wirst mir bitte ersparen, Dir die elende Odyssee meines Lebens in diesen Jahren zu erzählen. Ich war nicht als Jude, sondern politisch verhaftet gewesen wegen einer, übrigens unerheblichen, Aktivität für das «Free Austrian Movement». Jedenfalls genügte es, um mich auch alle Marterungen der Gestapoverhöre auskosten zu lassen, dann war ich in so einigen Konzentrationslagern gewesen. Zurückgeblieben ist ein Lungenleiden, und die Ärzte raten mir, in die Schweiz zu gehen, wozu ich allerdings weder das nötige Geld noch auch die Einreisebewilligung habe.»¹

Was Jean Améry seinen Freunden gegenüber mit dem Ausdruck «elende Odyssee» bezeichnet und dann knapp mit Hinweisen auf Gestapoverhöre und auf Konzentrationslager beschreibt, umfaßte folgende Stationen: Am 23. Juli 1943 wurde er in Brüssel verhaftet, im Gestapohauptquartier verhört, dann in dem unter SS-Verwaltung stehenden Auffanglager Breendonk bei Antwerpen gefoltert. Anfang November 1943 wurde er in das Sammellager Malines gebracht und von dort, nachdem er als Jude identifiziert

worden war, am 15. Januar 1944 nach Auschwitz deportiert. Von dem 655 Personen umfassenden Transport, zu dem Jean Améry gehörte, sind unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz 417 Männer, Frauen und Kinder ermordet worden. Jean Améry war unter der Häftlingsnummer 172 364 zuerst in einem Arbeitskommando im Lager Auschwitz-Monowitz, dann als Schreiber im Buna-Werk der IG-Farben in Monowitz. Nach der Evakuierung von Auschwitz-Monowitz im Januar 1945 wurde er in das als Kommando Dora des Konzentrationslagers Buchenwald gegründete Lager Mittelbau deportiert. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 108 327. Nachdem Anfang April 1945 auch das Lager Mittelbau geräumt wurde, wurde er in das Lager Bergen-Belsen gebracht.

¹ Jean Améry, *Werke*. Band 8. *Ausgewählte Briefe 1945-1978*. Hrsg. von Gerhard Scheit. Stuttgart 2007, 24. Weitere Zitate aus den «Ausgewählten Briefen 1945-1978» werden im folgenden durch Angabe der Seitenzahl im Text nachgewiesen. Mit «Gina» meint Jean Améry seine erste Frau Regine Mayer-Berger. Als Jean Améry nach dem deutschen Angriff auf Belgien als «feindlicher Ausländer» festgenommen und nach einem erfolglosen Fluchtversuch nach der Kapitulation in das Lager Gurs deportiert wird, wo ihm im Juli 1941 die Flucht und die Rückkehr nach Belgien gelingt, kann Regine Mayer-Berger mit der Hilfe Maria Leitners untertauchen. Regine Mayer-Berger starb am 24. April 1944 an Herzversagen. Das Ehepaar Maria und Rudolf Leitner, das Jean Améry seit den dreißiger Jahren kennt, flüchtete im November 1941 in die USA. Von dort nehmen sie im Spätsommer 1945 wieder den Kontakt mit Jean Améry auf. Mit der Veröffentlichung von Band 9 (Materialien) der «Werke» ist die unter der Gesamtverantwortung von Irene Heidelberger-Leonard bei Klett-Cotta (Stuttgart) erschienene Werke-Ausgabe abgeschlossen. Vgl. zu Band 6. Aufsätze zur Philosophie: Heinz Robert Schlette, Jean Améry und die Philosophie, in: *Orientierung* 69 (2005), 85ff.; zu Band 7. Aufsätze zur Politik und Zeitgeschichte: Heinz Robert Schlette, «... ein paar Ratschläge erteilen», in: *Orientierung* 70 (2006), 105ff.

Dort wurde er zusammen mit 40000 Überlebenden Mitte April 1945 von britischen Truppen befreit und kehrte noch vor Ende April 1945 nach Belgien zurück. Jean Améry gehörte zu den 615 Überlebenden unter den 25437 aus Belgien deportierten Juden. 23000 von ihnen waren nach Auschwitz verschleppt worden.² Jean Amérys Brief vom Frühherbst 1945 an seine in New York lebenden Freunde ist der erste von 327 im achten Band der Werkausgabe veröffentlichten Briefe. Dieser Brief, der im Nachlaß von Jean Amérys Ehefrau Maria Améry gefunden wurde – 1955 wurde die Ehe zwischen Maria und Rudolf Leitner geschieden und Maria Leitner zog zu Jean Améry nach Brüssel und heiratete ihn –, gehört zu einem Konvolut von 23 Briefen, die Jean Améry – mit einer einzigen Ausnahme – zwischen 1945 und 1950 an seine spätere Frau geschrieben hat. Sie dokumentieren den mühsamen Alltag ihres Verfassers, der sich Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre durch «Lohnschreiberei» eine Existenzgrundlage als freier Autor und Publizist zu erarbeiten suchte. Im Jahre 1949 wurde er vom «Belgischen Wiederaufbau-Ministerium» als Politischer Gefangener anerkannt. In den frühen fünfziger Jahren begann er eine intensive Zusammenarbeit mit einigen Zeitungen in der Schweiz, unter anderem mit der «Weltwoche» in Zürich und seit den sechziger Jahren mit der «Schweizer Rundschau». Jean Améry rang in diesen Jahren darum, seine publizistische Tätigkeit unter den Bedingungen eines «Brotberufes» mit dem Ringen um einen eigenständigen Standpunkt innerhalb der aktuellen kulturellen und politischen Debatten zu verbinden. In dieser Intention stellte er aus den seit den vierziger Jahren regelmäßig in Schweizer Tageszeitungen veröffentlichten Beiträgen («Bildnisse berühmter Zeitgenossen») mehrere Sammelbände zusammen.³ Jean Améry gab seinen Berichten über die beruflichen Tätigkeiten in seiner Korrespondenz mit Maria Leitner einen eigenen, sehr privaten Ton. Durch die Wahl von Koseworten, die eine von der Unbill des Alltags und den Katastrophen der Geschichte unberührte «Kinderwelt» evozieren, rang er um einen geschützten Raum des Gesprächs und des Austausches mit seiner Geliebten. Dieser Ton findet sich noch einmal im Brief, der als letzter im achten Band der «Werke» abgedruckt ist. Es handelt sich um den Abschiedsbrief Jean Amérys an seine Frau, in welchem er sie darum bittet, für seinen Suizid Verständnis zu haben: «Mir ist, wie dem armen Charles (grund schlecht), wenn ich an Dich denke und ich fühle mich tief elend. Aber Du hast mich immer verstanden, und so habe ich an diesem letzten Abend meines Lebens, die Hoffnung, dass Du mich auch dieses letzte Mal verstehen wirst. Bitte, bitte, sei mir nicht gram – jetzt ist mir ja, als ahnte ich, Du würdest am Ende doch verzeihen. Ein Schimmer, eine blosse Ahnung von Seelenfrieden.» (600)

Das Entscheidungsjahr 1967

Die Briefe an Maria stellen in ihrem intimen Charakter eine eigenständige Sammlung innerhalb der von Gerhard Scheit im achten Band von Jean Amérys «Werken» vorgelegten Briefauswahl dar. Für die Abfolge der Briefauswahl im ganzen wählte der Herausgeber eine strenge Chronologie. Parallel zu diesem Ordnungsprinzip gab er dem Briefband eine thematische Gliederung, indem er die Briefauswahl von 1945 bis Mai 1967 mit dem Essay Jean Amérys «Der verlorene Brief. Vom Niedergang einer Ausdrucksform des Humanen» (aus dem Jahre 1976) und die Brieffolge von Juni 1967 bis Oktober 1978 mit dem für Jean Améry programmatischen Text «Zwischen Vietnam und Israel. Das Dilemma des

Engagements» (aus dem Jahre 1967) einleitete. Gerhard Scheit begründete diese Entscheidung mit den Worten: «Unmittelbare Thematisierung der Briefkunst im Essay von 1976 einerseits und direkte Bezugnahme auf den politischen Artikel in den Briefen nach 1967 andererseits legen es nahe, beide Artikel in diesem Band der Werkausgabe einzufügen.» (802, Anm. 1)

Durch diese Wahl gewinnt der Leser den Eindruck einer Verschränkung der Zeiten, werden doch die frühen Briefe durch einen späten Essay und die späten Briefe durch einen frühen Text eingeleitet. Diese Irritation klärt sich, wenn man den Inhalt der beiden Texte Jean Amérys zur Kenntnis nimmt. Den Essay «Zwischen Vietnam und Israel» beendet Jean Améry mit der Feststellung, es bestehe zwischen seinem Engagement für Israel im Jahre 1967 und seinem politischen Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht in Belgien in den Jahren 1940 bis 1943 eine Parallele. Sah er sich in den dreißiger und vierziger Jahren durch die nationalsozialistische Rassenpolitik «hineingeworfen in eine Kommunität von Verfolgten, der er angehören muß, er wolle es so oder nicht» (232), so sah er sich 1967 in einer ähnlichen Situation, die dadurch gekennzeichnet sei, daß er keine Wahl habe. Ihm bleibe nur die kritische Solidarität mit dem Staat Israel, auch wenn dies eine zeitweilige Distanzierung von seinen linken Freunden bedeuten würde. «Der jüdische Engagé für Vietnam und Griechenland dankt ab. Vorläufig jedenfalls. Seine Stelle nimmt der einer Katastrophe ausgesetzte Jude ein. Wird er zur Freiheit wieder auferstehen und sein linkes Engagement mit allen Konsequenzen wieder eingehen können? Das hängt vielleicht auch davon ab, ob er in diesen Tagen seine Eigentlichkeit zu finden weiß.» (233) Um diese «Eigentlichkeit» hat Jean Améry bis zum Ende seines Lebens gerungen. In seinem Todesjahr 1978 beantwortete er die Frage nach «meinem Judentum» mit der präzisen Unterscheidung, er könne nicht von seinem «Judentum», wohl aber von seinem «Judesein» sprechen: «Ein Judentum freilich im Sinne historischer Tradition und positiver existentieller Lebensbasis habe ich mir nicht erworben. Das einzige, was mich positiv mit der Mehrzahl aller Juden der Welt verbindet, ist eine Solidarität, die ich mir längst nicht mehr als Pflicht gebieten muß, und namentlich die mit dem Staat Israel. Nicht, daß ich in diesem Lande würde wohnen wollen. Es ist mir zu heiß, zu laut, zu fremd in jeder Hinsicht. Auch nicht, daß ich gutheiße, was immer man dort treibt. Ich verabscheue die theokratischen Tendenzen, den religiös getönten Nationalismus. Auch habe ich das Land nur ein einziges Mal zu kurzem Besuch gesehen und werde vielleicht nie wieder dahin kommen. Aber ich bin den Menschen dieser heillosen Erde, die allein sind, verlassen von aller Welt, unablässig verbunden, auch wenn ich ihre Sprache nicht spreche und ihre Lebensformen niemals die meinen würden sein können. Für mich ist Israel keine Verheißung, kein biblisch legitimer Territorialanspruch, kein Heiliges Land, sondern nur Sammelplatz von Überlebenden, ein Staatsgebilde, wo jeder einzelne Einwohner noch immer und auf lange Zeit hin um seine physische Existenz bangen muß. Mit Israel solidarisch sein heißt für mich, den toten Kameraden die Treue bewahren. (...) Das Judesein (das ich nicht gewählt habe) ohne ein Judentum (das zu küren Abkunft und Umwelt ich mir nur um den Preis der Lebenslüge gestatten dürfte) mündet ein in eine meine Existenz begleitende, von Fachleuten wahrscheinlich als «neurotisch» zu bezeichnende, von mir als einzig mir zustehende Gemütslage alle Tage durchzulebende Melancholie.»⁴

Judentum und Judesein

Vergleicht man den Text von 1978 mit dem Essay von 1967, so läßt sich im Inhalt der Aussage kein Unterschied feststellen. Wohl fällt ein erheblicher Wechsel in der Tonlage auf. Rechnet der Essay von 1967 noch damit, daß eine Änderung der Situation ein vorläufig aufgeschobenes «linkes Engagement» wieder möglich

² Vgl. Friedrich Pfäfflin, Jean Améry – Daten zu einer Biographie, in: Stephan Steiner, Hrsg., Jean Améry (Hans Maier) Frankfurt/M. und Basel 1996, 265-282, 268ff.; Jean Améry, Werke Bd. 9. Materialien. Hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard. Mit einer Bibliographie und einem Register von Gudrun Bernhardt. Stuttgart 2008. Dieser Band ist für die Arbeit mit Bd. 8 unerlässlich, denn er enthält u.a. eine vollständige Bibliographie der Werke und zum Werk Jean Amérys und ein Personenregister für die Bände 1-9.

³ 1955 erschien «Karrieren und Köpfe» (Zürich), 1960 «Teenager-Stars» (Rüschlikon/Zürich), 1961 «Im Banne des Jazz» (Rüschlikon/Zürich) und «Geburt der Gegenwart. Gestalten und Gestaltungen der westlichen Zivilisation seit Kriegsende» (Olten-Freiburg/Brsg.)

⁴ Jean Améry, Mein Judentum, in: Ders., Werke. Band 7. Aufsätze zur Politik und Zeitgeschichte. Hrsg. von Stephan Steiner. Stuttgart 2005, 31-46, 44 und 46.

machen kann, blieb Jean Améry 1978 nur die Feststellung, es bleibe eine «alle Tage durchzulebende Melancholie». Berücksichtigt man die in den Jahren 1977 und 1978 entstandenen wichtigen Vorträge «Aufklärung als Philosophia perennis» und «Lessingscher Geist und die Welt von heute»⁵, so zeigt sich deutlich, daß seine Bemerkung von der «alle Tage durchzulebenden Melancholie» keinen Verzicht auf kritisches Bewußtsein, analytische Verfahrensweisen und auf das politische Projekt eines «radikalen Humanismus» bedeutet hat. Im Blick auf diese Treue, mit der Jean Améry seinen einmal eingenommenen Standpunkt durchgehalten hat, erweist sich die Entscheidung Gerhard Scheits, den Text «Zwischen Vietnam und Israel» aus dem Jahre 1967 als «Quasi-Einleitung» für die Briefauswahl von 1967 bis 1978 auszuwählen, als weise. Der Essay markiert einen historischen Zeitpunkt, der nicht nur für Jean Amérys Lebensgeschichte von Bedeutung war, sondern durch seine Wirkungen eine ganze Epoche geprägt hat. Das Jahr 1967 war für Jean Améry noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Im Frühjahr 1966 war bei Gerhard Szczesny in München der aus einer Sendereihe beim Süddeutschen Rundfunk hervorgegangene Essayband «Jenseits von Schuld und Sühne» erschienen.⁶ Jean Améry brach mit den dort versammelten fünf Beiträgen «An den Grenzen des Geistes», «Die Tortur», «Wieviel Heimat braucht der Mensch?», «Ressentiments» und «Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein» sein Schweigen über die während der Gestapofolter und der Deportation nach Auschwitz, Dora und Bergen-Belsen gemachten Erfahrungen: «Erst im Vollzug der Niederschrift entschleierte sich, was ich vorher in einer halbunbewußten, an der Schwelle des sprachlichen Ausdrucks zögernden Denkträumerei undeutlich, erschaut hatte.»⁷

Mit dieser Veröffentlichung gelang Jean Améry der Durchbruch als Essayist und als zeitkritischer Analytiker. Nachdem noch für 1966 eine zweite Auflage von «Jenseits von Schuld und Sühne» durch Gerhard Szczesny veröffentlicht werden konnte, dieser aber im folgenden Jahr aus finanziellen Gründen seine Verlegerstätigkeit beenden mußte, fand Jean Améry für seine weiteren Buchpublikationen bei Ernst Klett einen neuen Verlag. Die in der Briefausgabe veröffentlichte Korrespondenz Jean Amérys mit dem für ihn bei Ernst Klett zuständigen Lektor Hubert Argobast zeigt ein emphatisches Vertrauensverhältnis, das bis zum Tode Jean Amérys die Beziehungen zwischen den beiden Briefpartnern bestimmt hat. Noch der Abschiedsbrief an seinen Lektor vor dem Suizid bezeugt das ungebrochene Vertrauensverhältnis Jean Amérys: «Verzeihen Sie mir die Ungelegenheiten, die ich Ihnen wahrscheinlich bereite. Auch Michael Klett mag mir verzeihen; I was a bad investment. Aber er ist ja lieb und klug. Und noch besser als er wird sein Vater begreifen, dass man Lust haben kann, den Hobel hinzulegen.» (599)

Diese drei zuletzt zitierten Sätze zeigen, daß Jean Améry im Verlag neben dem Vertrauen des Lektors auch die Unterstützung durch den Verleger Ernst Klett und dessen Sohn Michael Klett genoß. Diese Beziehungen erwiesen sich im Verlaufe der mehrjährigen Zusammenarbeit als tragfähig genug, um radikal unterschiedliche Positionen zu diskutieren. So reagierte Jean Améry auf die Veröffentlichung der «Spandauer Tagebücher» von Albert Speer im Klett-Verlag mit einem offenen Brief in der «Frankfurter Rundschau».⁸ Darin forderte er Albert Speer

auf, «aus purer humaner Dezenz sich Schweigen zu gebieten ...» Ernst Klett reagierte auf diese öffentliche Aufforderung und die darin implizit vorgetragene Kritik an seiner Entscheidung als Verleger, Albert Speer ein Forum für die Darstellung seiner Position zu geben, mit einem ausführlichen Brief. Er rechtfertigte seine Entscheidung, auch ein Albert Speer solle die Möglichkeit haben, sich öffentlich äußern zu können, und er stellte gleichzeitig fest, daß er Jean Améry trotz seiner Ausführungen vermutlich nicht überzeugen könne. Jean Améry antwortete ihm: «Ich habe unser letztes Gespräch «im Abendschein» noch in angenehmster Erinnerung – ungeachtet aller sozusagen existentiell bedingten Verschiedenheit unserer Auffassungen. Ich glaube, lieber Herr Klett, dass der Star-Schriftsteller und Entlastungszeuge Speer Fürsprache nicht nötig hat: die Welt lauscht ihm im Zustande angenehmen Gruselns und die Sonne bescheint ihn, als wären niemals an den Stätten seiner Wirksamkeit Hunderttausende auf elendigliche verreckt.» (499)

Die Briefe an Horst Krüger

Diese Passage aus dem Brief an seinen Verleger Ernst Klett ist kennzeichnend für Jean Amérys Umgang mit seinen Briefpartnern. Fast durchgehend gelang es ihm, Takt mit Entschiedenheit zu verbinden und dies im Blick auf den jeweiligen konkreten Briefempfänger. So zeigen sich auch in den Korrespondenzen, die Jean Améry aus beruflichen Gründen mit Helmut Heissenbüttel (Süddeutscher Rundfunk), Hans Paeschke (Zeitschrift «Merkur»), Horst Krüger (Südwestfunk Baden-Baden), Hanjo Kesting (Norddeutscher Hörfunk) und Wolfram Schütte (Frankfurter Rundschau) führte, zwar unterschiedliche Tonlagen, aber doch der gleiche Wille zu einer offenen Kommunikation. Jean Améry vergaß es Horst Krüger nie, daß dieser durch seine Besprechung von «Jenseits von Schuld und Sühne» in der «Zeit» zum Erfolg des Buches beigetragen hatte.⁹ Er mußte aufgrund dieser Rezension in Horst Krüger einen Mann gesehen haben, der in der Lage wäre, seine grundlegenden Intentionen zu verstehen und daraus die politischen Konsequenzen zu ziehen. Deshalb versuchte er immer wieder eindringlich, Horst Krüger für einen «Ortswechsel» zu gewinnen.

So schrieb Jean Améry am 9. Januar 1975 an seinen Briefpartner: «Du solltest Dir einmal dieses Land mit dem Du «verheiratet» bist und mit dem ich selber stets nur kurze Affären habe, zumeist keine beseligenden, von aussen ansehen. Detachiert. «Mit den Augen des Westens». Du kennst ja ein grosses Stück mehr Welt als ich, aber Du weilst stets nur als Tourist im Ausland, das ist zu wenig.» (464) Nimmt man zur Kenntnis, daß Jean Améry an dieser Stelle den vorangegangenen Brief Horst Krügers an ihn paraphrasierete, so ahnt man, daß beide um die Grenzen einer Verständigung wußten und gleichzeitig nicht voneinander lassen wollten.

Horst Krüger hatte das Risiko einer Gefährdung der Freundschaft in seinem Brief vom 17. Dezember 1974 deutlich ausgesprochen: «Ich glaube aber, wenn man nicht nur zur deutschen Vergangenheit wie Du es früher tatest und wo Du immer meinen Beifall, ja meine Bewunderung hattest, sondern zur deutschen Gegenwart und Zukunftslage etwas sagen will, muß man hier sein, hier leben, dies hier erfahren und erleiden. Außerhalb dieser Wirklichkeit ist kein Urteil zur Sache zu bilden. Doch lassen wir das. Jeder sieht beim anderen die Gefahren. Du meine, ich Deine. Ich wünsche nur von Herzen, daß unser Stück Freundschaft das aushält, auch künftig.» (745f.) Nach dieser Korrespondenz vom Jahreswechsel 1974/1975 brach vermutlich die Verbindung zwischen den beiden ab. Im Nachwort zum Briefband vermerkt der Herausgeber Gerhard Scheit dazu, diese gegenseitigen Aufforderungen, den Standpunkt des jeweils anderen zu berücksichtigen,

⁵ Vgl. Jean Améry, Aufklärung als Philosophia perennis, in: Ders., Werke Band 7. (vgl. Anm. 4), 549-559; Ders., Lessingscher Geist in der Welt von heute, in: ebd., 566-589.

⁶ Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne, in: Ders., Werke, Band 2. Jenseits von Schuld und Sühne. Unmeisterliche Wanderjahre. Örtlichkeiten. Hrsg. von Gerhard Scheit. Stuttgart 2002, 7-177.

⁷ Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne, in: Werke, Band 2 (vgl. Anm. 6), 20f.

⁸ Jean Améry, Offener Brief an Albert Speer, in: Ders., Werke, Band 7 (vgl. Anm. 4), 77f. (vgl. auch Ders., Öffentliche Äußerung zu Albert Speer, in dessen Abwesenheit, in: ebd., 114f.). Teile von Briefen an Jean Améry finden sich in den Anmerkungen zu einzelnen Briefen. Es handelt sich um Briefe an Alfred Andersch, Günther Anders, Elias Canetti, Ernst Fischer, Otto Klemperer, Ernst Klett, Horst Krüger, Ludwig Marcuse, Hans Paeschke, Erich Schmid und Hety Schmitt-Maass.

⁹ Vgl. Horst Krüger, Bericht vom beschädigten Leben. Jean Amérys Essayband «Jenseits von Schuld und Sühne», in: Jean Améry, Werke, Band 9. Materialien. Hrsg. von Irene Heidelberger-Leonard. Mit einer Bibliographie und einem Register von Gudrun Bernhardt. Stuttgart 2008, 161-166. Die Besprechung erschien in der «Zeit» vom 12. September 1966.

habe schließlich zum Ende der jahrelangen Beziehungen geführt: «Und wirklich dürfte die Freundschaft mit Krüger in dieser auf den ersten Blick doch wenig brisanten Kontroverse zerbrochen sein.» (793)

Mit dieser Feststellung gibt Gerhard Scheit ein zurückhaltendes Urteil über die Kontroverse zwischen Jean Améry und Horst Krüger. Das Verhalten der beiden Briefpartner zeigt aber, daß es für beide alles andere als «wenig brisant» gewesen sein muß. Jean Améry hatte schon in einer der schwierigsten Passagen aus dem Kapitel «Ressentiments» in «Jenseits von Schuld und Sühne» die gleiche Erwartung, wie er sie seinem Freund Horst Krüger gegenüber aussprach, als einen für alle Deutschen notwendigen Standpunktwechsel formuliert: «Und in den Bereich deutscher Geschichte und Geschichtlichkeit kehre ich ein, wenn ich weiterspreche von den Opfer-Ressentiments. Doch bin ich auch gehalten, ihre objektive Aufgabe zu definieren. Vielleicht ist es nur das Anliegen persönlicher Läuterung, aber ich möchte, daß mein Ressentiment, das mein persönlicher Protest ist wider das moralfeindliche natürliche Zeitverwachsen und in dem ich den eigentlich humanen absurden Anspruch der Zeitumkehrung erhebe –, ich möchte, daß es auch eine geschichtliche Funktion ausübe. Würde es die Aufgabe erfüllen, die ich ihm stelle, dann könnte es historisch als ein Stadium moralischer Fortschrittsdynamik der Welt stehen für die ausgebliebene deutsche Revolution. Der Anspruch ist nicht weniger absurd und nicht weniger sittlich als das individuelle Verlangen nach Reversibilität irreversibler Prozesse.»¹⁰

Das hier formulierte, als «nicht weniger absurd und nicht weniger sittlich» qualifizierte Programm sah Jean Améry in den sechziger Jahren zunehmend durch die antizionistische Position der Neuen Linken gefährdet. Für ihn bedeutete dies den Verlust eines wichtigen Bündnispartners. Um so wichtiger war es ihm, jenen Briefpartnern gegenüber, mit denen er beruflich zu tun hatte, seinen Standpunkt zu präzisieren. In diesem Zusammenhang zeigen Jean Amérys private Stellungnahmen eine hohe Konvergenz mit seinen öffentlichen Äußerungen; ja in den Briefen gelangen ihm oft Formulierungen von einer, seinen Veröffentlichungen gleichrangigen brillanten Prägnanz. Das zeigt sich sowohl im Meinungsaustausch mit Hanjo Kesting und Günter Kunert, aber besonders

¹⁰ Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne*, in: Ders., *Werke*. Band 2 (vgl. Anm. 6), 7-177, 141.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin, Werner Heierle,

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2009:

Schweiz (inkl. MwSt): Fr. 68.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 54.– / Studierende Euro 40.–

Übrige Länder: Fr. 63.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten

Gönnernabonnent: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4835), Konto Nr. 556967-61

IBAN: CH1104835055696761000, SWIFT/BIC: CRESCHZ280C

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

in der Korrespondenz mit Wolfram Schütte. In den Briefen an den zuletzt genannten entwickelte Jean Améry in immer neuen Ansätzen eine Folge von Vorschlägen für Beiträge in der «Frankfurter Rundschau». Manchmal erwecken solche Projekte den Eindruck der Beiläufigkeit, so elegant und gleichzeitig so ernst gelangen Jean Améry Formulierungen, wenn er zur Stagnation der Friedensverhandlungen zwischen Israel und der palästinensischen PLO und zur Lage der deutschen Linken im Umfeld von Baader-Meinhof formuliert: «Hier gäbe es eine Aufgabe für die Linke: beide, Araber und Juden, zur gegenseitigen Achtung zu erziehen. Den Juden wären Ihre wirren gross-israelischen Träume auszutreiben, den Arabern die wahnhaftige Idee, daß der «zionistische» Staat zerstört werden müsse. Was hingegen tut eine Linke, die sich selber preisgibt? Sie schießt. Und was wird sie damit in Deutschland erreichen? Die Heraufkunft eines bösen reaktionären Regimes, wenn nicht gar eines neuen Faschismus. – Hier spricht, lieber Wolfram Schütte, ein in jeder erdenklichen Hinsicht gebranntes Kind: ein Jude und ein dezidiert humanistischer Linker, der beide Seins- und Denkweisen in eins zu bringen bemüht ist. Ich bin gewiss, dass Sie ihn nicht nur «psychologisch», sondern auch politisch verstehen werden.» (547f.)

Was ist linke Politik?

Jean Amérys Bitte, nicht nur psychologisch, sondern auch politisch verstanden zu werden, entspricht der in «Jenseits von Schuld und Sühne» formulierten Forderung, das «Opfer-Ressentiment» als objektive Aufgabe zu definieren. Dieses Interesse bestimmt auch jene Briefe, die er wegen seiner Tätigkeit als «Lohnschreiber» verfaßte. Daß er dabei Aspekte und Probleme der Produktionsbedingungen, d.h. des Schreibens von Texten mit thematischen Fragestellungen, manchmal direkt, manchmal indirekt und subtil zu verknüpfen verstand, mag nicht überraschen. Einzigartig ist die Konsequenz, mit der Jean Améry diese Haltung während seines ganzen Lebens vertreten hat. Macht diese Art der Korrespondenz den größten Teil der im Briefband veröffentlichten Texte Jean Amérys aus, so finden sich darin auch eine Reihe von Partnern, mit denen er einen eher «privaten» Briefwechsel pflegte. Dazu gehören seine Freunde aus der Wiener Jugend- und Studienzeit Ernst Mayer und Erich Schmid. Dazu gehören aber auch die Briefe an den Philosophen Heinz Robert Schlette und den österreichischen Politiker und Publizisten Ernst Fischer. Auf Biten von Heinz Robert Schlette verfaßte Jean Améry den Beitrag «Das Jahrhundert ohne Gott».¹¹ Dieser Text stellt neben dem 1978 entstandenen Beitrag «Mein Judentum» den ausführlichsten und explizitesten Beitrag Jean Amérys über das Problem der Religion dar. Anlaß für den Briefwechsel mit Heinz Fischer war ein offener Brief, den dieser zu Jean Amérys Essay «Zwischen Vietnam und Israel» am 23. Juni 1967 in der «Weltwoche» veröffentlichte. Diese Korrespondenz bot Jean Améry die Chance, sich seiner Position noch einmal zu vergewissern. So findet sich im Brief vom 13. Juni 1971 eine der eindringlichsten Beschreibungen Jean Amérys über seine geschichtliche Lage: «Auch ich, lieber Herr Fischer, atme gleich Ihnen «unwiederbringliche Vergangenheit» und mühe mich auch, wiederum wie Sie, der Zukunft zugewandt zu sein. Aber diejenigen, welche Zukunft sind, weil sie jung sind und das Kommando in sich tragen, machen es uns nicht leicht. Erst wenn ich die bösen Geister der Vergangenheit am Werke sehe (Faschismusdrohung in Italien, vielleicht sogar in Frankreich) – fühle ich mich linker Jugend ganz zugehörig und nehme es dann sogar hin, wenn sie mir zuruft, ich möge doch «abhauen».» (376f.)

Nikolaus Klein

¹¹ Jean Améry, *Das Jahrhundert ohne Gott*, in: Heinz Robert Schlette, Hrsg., *Die Zukunft der Philosophie*. Olten und Freiburg/Brs., 1968, 13-33. Zu den religionsphilosophischen Texten in einem engeren Sinn zählt auch der Beitrag: *Provokationen des Atheismus*, in: Hans Jürgen Schultz, Hrsg., *Wer ist das eigentlich - Gott?* München 1969, 209-219 (seit dem Nachdruck im *Sammelband Widersprüche* [Stuttgart 1971] unter dem Titel «Atheismus ohne Provokation» vgl. auch in: Ders., *Werke*. Band 6. Aufsätze zur Philosophie. Hrsg. von Gerhard Scheit. Stuttgart 2004, 469-482).